

**Carl von Kessel**



**DER TEUFEL  
AUF REISEN**  
ERSTER BAND

**Ein humoristisch-satirischer Roman  
aus dem Jahr 1870**



Carl von Kessel

Der Teufel auf Reisen

Erster Band

Ein humoristisch-satirischer Roman  
aus dem Jahr 1870

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## **Inhaltsverzeichnis**

Aus dem Jugendleben eines verkannten Genies	7
Doktor Schwalbe macht die Bekanntschaft des Teufels	38
Faust und Gretchen	59
Eine Antwort auf eine Verleumdung	141



## Erstes Kapitel

### Aus dem Jugendleben eines verkannten Genies

Herr Peter Schwalbe, welcher die Ehre haben wird, den Lesern noch häufig in diesen Blättern zu begegnen und dessen hervorragende Eigenschaften, wie wir mit Bestimmtheit voraussetzen, nicht verfehlen werden, sich bei denselben der gebührenden Würdigung zu erfreuen, war der Sohn eines reichen Getreidehändlers, bei dem sich aber der Spruch *Mit dem Maß, mit welchem Ihr messet, wird Euch wieder gemessen werden* keineswegs bewahrheitete, denn obgleich Herr Schwalbe senior häufig von seinen Kunden bei erheblichen Mankos ertappt wurde, so hatte dies auf seine Körperkonstitution doch keinen nachteiligen Einfluss ausgeübt und sein umfangreicher, in behäbiger Wölbung hervortretender Leib sowie seine Hängebäcken legten dafür Zeugnis ab, dass das, was er anderen abzog, sich durchaus nicht an ihm selbst strafte. Dadurch, dass Herr Schwalbe die erfreuliche Wahrnehmung machte, dass sich seine zeitlichen Güter von Jahr zu Jahr vermehrten, gelangte er schließlich zu der jedenfalls nicht unangenehmen Überzeugung, dass der Reichtum ein Wohlbehagen und eine Sicherheit hervorrufe, welche dem Menschen erst seine eigentliche Würde verleihe und dass man hiermit auf jener Höhe des Lebens angelangt sei, die solchen Bevorzugten gestattet, mit Stolz und Hochmut, mit Grobheit, Arroganz und souveräner Verachtung auf die Millionen herabzusehen, welche sich im Schweiß ihres Angesichts mühselig ihr Brot verdienen müssen, ohne sich dabei jemals eine Erholung oder einen außergewöhnlichen Genuss gönnen zu können. Für Kunst und Wissenschaft schwärmte der Getreidehändler nicht, die Gelehrten bezeichnete er als die gefährlichsten Feinde der sozialen Ordnung, als Aufwiegler, welche den Leuten Dinge in den Kopf setzten, die diesen nur schädlich seien und um dem Beweis zu führen, dass sie ganz und gar nichts taugten, machte er auf die

allerdings nicht wegzuleugnende Tatsache aufmerksam, dass der größte Teil dieser Literaten arme Schlucker wären, was nach den Ansichten des Herrn Schwalbe gleichbedeutend mit gefährlich, verwerflich, verabscheuungswürdig und erniedrigend angesehen werden konnte. Auch der Kunst würde der Kornhändler stolz den Rücken gewendet haben, wenn ihn seine Eitelkeit nicht veranlasst hätte, etwas humaner mit derselben umzugehen, denn die Wände seines Staatszimmers mit seinem und seiner Gattin Porträt zu schmücken, betrachtete er als eine Pflicht, die er der Würde seiner Familie schuldig sei und so hatte er denn für schweres Geld ein paar Ölbilder anfertigen lassen, von denen das eine ihn selbst, mit der fleischigen, etwas blau angelaufenen Nase, den dicken sinnlich gebildeten Lippen und den wie Schwämme herunterhängenden Backen darstellte, während das andere Frau Schwalbe in auffallender Magerkeit und Steifheit mit fest zusammengekniffenen Mundwinkeln und herrschsüchtigen Augen erkennen ließ. Später kam noch der kleine Peter hinzu, welcher, eben eine Butterstulle in den Mund steckend, mit ziemlich dummem Gesicht zu seinen Eltern emporblickte, was diese aber natürlich als einen reizenden Zug kindlicher Naivität bezeichneten, hinter dem sich bereits ganz erkennbar viel Geist verberge.

Dass Herr Schwalbe bei den von ihm an den Tag gelegten Gesinnungen die Zukunft seines Sohnes dadurch am vorteilhaftesten zu sichern glaubte, wenn er ihn auf dem Wege, welchen er selbst bereits mit so vielem Glück befahren hatte, vorwärts schob und ihm das Geheimnis des Geldmachens lehrte, wird keinen der Leser in Erstaunen setzen. Vorläufig hielt er mit seinen Absichten freilich gegen den kleinen Peter noch zurück, weil dieser noch zu jung war, um Plus und Minus und Haben und Sollen voneinander zu unterscheiden, um ihn aber doch wenigstens schon frühzeitig an noble Passionen zu gewöhnen und ihn gewissermaßen schon mit der Muttermilch die richtigen Begriffe über seine künftige erhabene Stellung in der Welt einfangen zu

lassen, erhielt er bereits mit seinem zehnten Jahr ein Pony und einen kleinen reich betressten, kaum vier Fuß hohen Groom, welcher die strenge Weisung empfing, seinen jungen Gebieter stets nur mit ehrerbietig abgezogenem Hut entgegenzutreten und sich zu jeder Zeit pflichtschuldig daran zu erinnern, dass er denselben unter allen Umständen mit »gnädiger Herr« anzureden habe.

Bei den meisten Kindern würde eine solche Vergötterung ihrer Person die nachteiligsten Folgen und unzweifelhaft eine Menge von Untugenden hervorgerufen haben, wovon manche Gouvernante und mancher Hauslehrer ein langes Klage lied zu singen wissen, allein in unseren Peter hatte die Natur ohne die Beihilfe des Herrn Schwalbe einen gesunden Kern gepflanzt und so zeigte sich glücklicher Weise das Gift, welches der geldstolze aufgeblasene Vater dem Sohn einträufelte, unwirksam. Während unter der Einwirkung der frischen stärkenden Gebirgsluft sein Körper kräftig emporschoß, blieb sein Geist nicht allein ebenso unverdorben, sondern es entwickelte sich auch in dem Knaben eine Willenskraft und ein Unabhängigkeitssinn, welche Herrn Schwalbe häufig zu einem sehr bedenklichen Kopfschütteln veranlassten. Statt nämlich der angewandten Erziehungsmethode gemäß, schon frühzeitig den Kopf gehörig in den Nacken zu werfen, und sich gegen Diener und Untergebene grob, hochmütig und naseweis zu zeigen, entwickelte der junge Peter ein so anspruchsloses gewinnendes Wesen, dass er sich bald die Herzen seiner Umgebungen eroberte und zu deren Liebling empor schwang. Einige Mal überraschte ihn Herr Schwalbe sogar, als er mir seinem Groom, der nicht viel älter wie er selbst war, Purzelbäume schoss und ein anderes Mal musste er zu seinem Schrecken gewahren, wie er sich mir einem weit stärkeren Bauerjungen herumschlug und es sogar nicht unter seiner Würde hielt, mit dessen Fäusten Bekanntschaft zu machen, wofür er freilich die seinen dem Gegner ebenfalls gehörig auf dem Kopfe herumtanzen ließ. Herr Schwalbe war, ob solcher »plebejischen Untu-

genden, wie er es nannte, im höchsten Grade entrüstet und bei einer Überredung mir seiner Gattin erklärte er dieser, dass durch ein so unwürdiges Benehmen, die Ehre des Kapitals, die er verrete, verletzt werde und dass ein junger Mensch, welcher die Aussicht habe, dereinst auf einem wohlgefüllten Geldsack durchs Leben zu reiten, wissen müsse, was er diesem Geldsack schuldig sei.

Zum Glück dachte seine Frau in solchen Dingen verständiger als er und die Herrschaft, welche sie sich im Laufe der Zeit über den geldstolzen aufgeblasenen Kornspekulanten zu erringen gewusst hatte, tat auch das ihre, um den erzürnten Vater zu beruhigen und dem kleinen Peter jene Freiheit nicht zu verkürzen, die ja das Eigentum der Jugend ist und die uns als heitere Erinnerung noch bis in das späteste Alter begleitet. Über den Spielgefährten, welche dem künftigen Helden dieser Blätter ganz besonders nahe standen, nahm den ersten Platz der Sohn einer unbemittelten Witwe ein, welche ein kleines Häuschen am Ende des Dorfes ihr Eigentum nannte, während ihr gegenüber ihr Bruder, ein pensionierter ehemaliger Stabstrompeter, wohnte. Unser Peter war von Natur etwas rechthaberisch und auffahrend, während Gottlieb Schnorpel einen sehr sanften nachgiebigen Charakter besaß und gerade dies war die Ursache gewesen, weshalb sich die Knaben im Laufe der Zeit immer enger aneinander angeschlossen hatten. Gottlieb war etwas schwerfällig von Begriff und es kostete ihm viele Mühe, sich eine einigermaßen verwickelte Sache vollkommen klar zu machen, wogegen sich Peter aufgeweckter zeigte, was ihm unleugbar ein geistiges Übergewicht über seinen Spielgefährten verlieh. Da er neben seinen gewöhnlichen Schulstunden noch von dem Kaplan des Ortes im Lateinischen, in Geografie und in Geschichte unverrichtet wurde, so trat dieses Übergewicht noch mehr hervor, jedoch nicht allein ohne Neid und Missgunst blickte trotzdem der anspruchslöse, gutherzige Gottlieb zu seinem Freund fortwährend empor, sondern er staunte ihn in vielen Fällen auch gewissermaßen als

ein gelehrtes Orakel an, dessen Ausspruch er sich ohne Widerspruch unterwarf. Doch wurde in sofern zwischen beiden Knaben auch wieder eine Ausglei chung herbeigeführt, als Gottlieb viele musikalische Anlagen an den Tag legte und unter Anleitung seines Oheims, des bärtigen Stabstrompeters, vor dem übrigens auch Peter einen heilsamen Respekt hatte, auf verschiedenen Instrumenten erfreuliche Fortschritte machte, während der junge Herr »vom Schloss« wie unser Bekannter im Allgemeinen genannt wurde, sich nur mit Widerwillen den Kopf mit lateinischen Vokabeln vollpöpfte, denn wir müssen von vornherein bemerken, dass es dem jungen Schwalbe zwar nicht an dem nötigen Fassungsvermögen, wohl aber an jener Ausdauer mangelte, die nötig ist, wenn man ein ernstes wissenschaftliches Ziel erreichen will. Trotzdem daher in seinem Wissen noch sehr viele Lücken vorhanden waren, hielt er sich doch seinem Freund Gottlieb gegenüber für berechtigt, diesem sein Übergewicht bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen und eines Tages, als beide unter dem schattigen Dach einer Ulme saßen, die ihre belaubten Zweige über einen klaren Bach ausbreitete, welcher sich durch ein Wiesental schlängelte, schlang Peter zärtlich den Arm um den Leib seines Freundes und sagte mit weicher Stimme: »Soll ich dir etwas sagen, Gottlieb?«

»Sprich«, antwortete dieser, ihm liebevoll ins Gesicht blickend, »du weist ja, wie gern ich dich reden höre, und seitdem du solche Fortschritte im Latein gemacht hast, komme ich mir noch kleiner wie sonst dir gegenüber vor.«

»Du musst nicht zu bescheiden sein, Gottlieb. Du spielst Violine und bläst Klarinette, das ist auch eine Sprache und noch dazu eine solche, die zum Herzen dringt, obgleich sie nicht jeder versteht.«

Dem sanften Gottlieb, welcher sich von seinen Gefühlen leicht fortreißen ließ, traten beinahe die Tränen in die Augen. Er blickte seinem Freund liebevoll ins Gesicht und sagte mit weicher Stimme: »Du sprichst sehr schön, wenn du willst, man sieht, dass dir

eine gelehrte Bildung zuteilwird.«

»Aus der Grammatik lernt man das nicht, Gottlieb, das muss aus dem Herzen kommen. Und nun höre, was ich dir sagen will.«

»Sprich, Peter, es hört sich hier am kühlen Bach und unter der schattigen Ulme so schön zu.«

»Nun, ich wollte dir nur sagen, wie lieb ich dich habe. Willst du mein Freund werden?«

»Bin ich es denn nicht schon?«

»Allerdings. Aber ich meine, ob du mein treuer redlicher Freund für das ganze Leben werden willst? Hast du schon von Castor und Pollux gehört?«

»Davon hat mir mein Oheim, der Stabstrompeter, nichts gesagt, aber er hat mir erzählt, dass es in seinem Regiment so treue Kameraden gegeben hat, dass sie im Leben und Tod nicht voneinander gelassen haben.«

»Nun, so sei auch für mich ein solcher Kamerad.«

Daraufhin traten dem ehrlichen Gottlieb wirklich die Tränen in die Augen. Gerührt antwortete er: »An der Aufrichtigkeit deiner Worte zweifele ich nicht, aber es liegt etwas zwischen uns, Peter, was wir beide nicht hinwegzuräumen vermögen.«

Der Sohn des Kornspekulanten horchte auf. »Was könnte denn das sein? Ich wüsste doch nicht ...«

»Die Sache ist ganz einfach. Du wirst einst ein reicher Mann und ich bleibe ein armer Schlucker, Arm und Reich passen aber nicht zusammen, sagt mein Oheim, der Stabstrompeter.«

»Oho«, rief der junge Schwalbe, »ist es bloß das, so mache dir keine Sorgen. Du musst nämlich wissen, dass ich erschlossen bin, Philosoph zu werden und Philosophen denken anders als die gewöhnlichen Leute.«

»Du willst Philosoph werden? Was ist denn das?«

Peter kam durch diese Frage etwas in Verlegenheit, denn er hatte sich über die Bedeutung dieses Wortes selbst noch keine klare Vorstellung gebildet. Aber er war ein Junge, der nicht auf

den Kopf gefallen war und so erwiderte er denn auch diesmal nach kurzem Überlegen: »Ja, siehst du, das ist eigentlich schwer zu erklären, denn die Philosophen wissen manchmal selbst nicht, was sie sind. Wenn du aber einmal einem Menschen begegnest, welcher die Hände in den Rocktaschen stecken und den Hut im Genick sitzen hat, und der in die Wolken hineinstarrt und über jeden Stein stolpert und jeden Menschen anrennt, so kannst du davon überzeugt sein, dass dies ein Philosoph ist.«

Gottlieb musste mit dieser Erklärung zufrieden sein, obgleich er eigentlich nicht wusste, was er aus dieser machen sollte. Aber einen Einwand hatte er doch noch, den er nicht zu unterdrücken vermochte. »Wird denn auch dein Vater damit zufrieden sein, wenn du mich zu deinem Freund erklärst?«

Der kleine Peter nahm eine sehr wichtige Miene an. »Jeder Mensch hat einen freien Willen«, bemerkte er, »und wie Schiller sagt: *›Frei ist der Mensch, und wär' er in Ketten geboren!‹*«

»Ach der gute liebe Schiller, wie der zum Herzen zu reden versteht! Mein Ohm, der Stabstropmpeter, sagt, das wäre so ein echter Dichter des Volkes gewesen.«

Für Gottlieb war die letzte Appellinstanz stets der alte bärtige Soldat, welcher ihm zwar unter manchem derben Fluch den Bogen zu führen gelehrt hatte, der es trotz seiner rauen Statur im Grunde aber doch herzlich gut mit dem Sohn seiner Schwester meinte.

»Nun, die Sache ist also abgemacht«, begann Peter von Neuem, »du bleibst mein Freund fürs ganze Leben.«

»Aber dein Vater ...«, warf Gottlieb nochmals schüchtern ein. »Du weist, wie er denkt: Armut ist bei ihm gleichbedeutend mit Niedrigkeit. Nie wird er zugeben, dass du dich so wegwirfst.«

»Ich mich wegwerfen, indem ich dich zu meinem Freund erkläre?«, rief nun aber der junge Schwalbe, indem seine Augen in edler Aufwallung aufblitzten. »Nein, Gottlieb, so gering darfst du von dir selbst nicht denken!« Und seinen Arm pathetisch ausstreckend, setzte er mit erhobener Stimme hinzu: »Arm in Arm

mit dir fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken, und nun lass es gut sein und mache dir weiter keine Sorgen.«

Es lag in diesen Worten eines zwölfjährigen Kindes, das noch nicht die geringste Selbstständigkeit hatte, doch etwas, was zum Herzen sprach. Beide Knaben erhoben sich und kehrten langsam ins Dorf zurück. Peter machte ein so triumphierendes Gesicht, als ob von ihm ein schwieriges philosophisches Problem gelöst worden wäre und der schüchterne sanfte Gottlieb blickte seinen Freund von Zeit zu Zeit in einer Weise verstohlen von der Seite an, welche deutlich erkennen ließ, dass sich seine Bewunderung für diesen noch um ein Bedeutendes gesteigert hatte. Nach einer Weile blieb der Erstere stehen und fragte zu seinem Gefährten gewendet: »Erinnerst du dich noch an die Geschichte von den drei Schweizern, die auf dem Rütli einen Bund schlossen?«

»Oh gewiss! Als du mir das schöne Bild gezeigt hast, wie sie, die Hände ineinandergelegt, auf dem hohen Berg standen und der Mond so mild auf sie herabblickte, da bemerkst du, sie seien zusammengetreten, um einen feierlichen Eid zu leisten, für die Freiheit zu sterben.«

»Nun siehst du, Gottlieb, so wollen wir auch jetzt, bevor wir uns trennen, feierlich geloben, unveränderliche Freunde zu bleiben. Schlage ein, wenn ich einst groß bin, werde ich vom Katheder herab dem Wert der Freundschaft eine Lobrede halten.«

Er streckte seinem Spielkameraden die Hand entgegen und dieser legte die seine mit einem Ausdruck solcher stillen Bewunderung in dieselbe, als stände Peter Schwalbe bereits, zum geistigen Riesen emporgeschossen, vor ihm, und er selbst sei ein Zwerg, über welchen der Zukunftsphilosoph schützend seine Arme breite. Als die beiden Knaben sich getrennt hatten, war eine wunderbare Veränderung mit ihnen vorgegangen. Peter schien plötzlich um ein paar Jahre älter geworden zu sein, das Bewusstsein eines eigenen freien Wissens hatte sich seiner bemächtigt und mit stolz erhobenem Kopf und festen Schrittes eilte er dem väterlichen Haus zu. Gottlieb dagegen kam es vor, als sei

er erst jetzt unter Dach und Fach gebracht und könne sich des behaglichen Genusses künftiger Sicherheit überlassen. Und doch waren es beide erst zwei Kinder, die noch keinen eigenen Willen besaßen. Aber ein Gefühl der Sicherheit hatte sich ihrer bemächtigt. Es war von ihnen ein bestimmter Gedanke und ein fester Entschluss aus gesprochen worden und geheimnisvoller Entwicklungsgang der menschlichen Natur! Was den Jüngling oder Mann einst zur Tat begeistern soll, muss schon in der Seele des Knaben als keimende Saat aufgehen und zum lebendigen Gedanken werden.

Etwa ein halbes Jahr nach diesem Vorfall ließ der Getreidespekulant eines Tages seinen Sohn in seinem Arbeitszimmer kommen. Die Türen des feuerfesten Tresors waren weit geöffnet und Haufen von Gold und Silber, Pakete von Banknoten und geldwerte Dokumente starrten dem Eintretenden entgegen. Mit dem Gefühl behaglicher Sicherheit schritt Herr Schwalbe senior in dem Gemach auf und ab, nur von Zeit zu Zeit blieb er stehen und warf einen zärtlichen Blick auf seine angehäuften Schätze, selbstzufrieden strich er sich mitunter das Kinn und sonderbare Gedanken schienen ihn in diesem Augenblick aufzuregen.

»Nur die Lumpen sind bescheiden«, murmelte er, »unsereins braucht das nicht! ... Da sprechen die Leute von Menschenwürde ... pah, in meinen Augen ist das ein Blatt unbeschriebenes Papier, welches keinen Wert für mich hat! Da reden sie auch von Geist und Gemüt, aber weder das eine noch das andere bringt einen Heller ein. Makulatur, nichts als Makulatur, die man in den Ofen steckt! Dort, dort«, und er zeigte dabei auf seinen Geldschrank, »dort ruhen die Zauberwaffen, mit denen man die Welt regiert! Nun, ich denke, ich kann mich mit in Reih und Glied stellen und der Bube, der Peter ... oh, wenn ich ihm nur so recht meine Gesinnung beibringen könnte ... aber es wird schon kommen, es wird schon kommen ... Rom ist auch nicht in einem Tage gebaut worden. Und wenn er sich erst an den Klang des Geldes gewöhnt hat ... oh, was das für ein schöner, für ein herrlicher Klang

ist und wie das den Wert der Menschenwürde erhöht und einem ein Gefühl der Erhabenheit und Unantastbarkeit einflößt!«

Herr Schwalbe hatte sich bei diesem interessanten Thema so in sein Selbstgespräch vertieft, dass von ihm der Eintritt des Knaben gar nicht gehört worden war und dass er ihn erst jetzt bemerkte, als dieser dicht neben ihm stand.

»Papa, du hast mich rufen lassen«, begann Peter, »hast du mir etwas mitzuteilen?«

Der Getreidespekulant befand sich in der angenehmsten Stimmung, er war ja noch soeben zum vollen Bewusstsein seiner unantastbaren Erhabenheit und Größe gelangt. Indem er daher dem Kind schmeichelnd mit der Hand über das Haar strich, sagte er:

»Ja, mein Sohn, ich habe dich rufen lassen, um dich trotz deiner Jugend in ein großes Geheimnis einzuweihen.«

»Hast du vielleicht das Perpetuum mobile erfunden?«, fragte Peter trocken, indem er seinen Vater neugierig ansah.

»Dummes Zeug!«, schrie dieser unwirsch auf, »ich gebe den Kuckuck etwas auf solche Albernheiten, hier handelt es sich um weit wichtigere Dinge, um deine Zukunft, um deinen Ruhm, um Deine Stellung in der Welt.«

»So wollen Sie mich also wirklich Philosoph werden lassen?«, fragte unser Bekannter und sein Gesicht begann zu strahlen.

Herr Schwalbe senior stampfte mit dem Fuß auf und seine Augen fingen unheimlich zu rollen an.

»Bleibe mir mit solchen Narrheiten vom Leibe«, rief er zornig, »das sind brotlose Künste und ebenso gut könntest du auch gleich unter die Seiltänzer gehen.«

»Ich werde aber doch Philosoph«, antwortete Peter ziemlich trotzig.

Herr Schwalbe blieb einen Augenblick mit offenem Mund sprachlos stehen. Dann besann er sich und sagte: »Erst musst du doch das Geheimnis kennenlernen, was ich dir lehren will.«

»Und, worin besteht denn dieses, Vater?«

»Das sollst du gleich hören.« Er nahm den Knaben bei der Hand und führte ihn vor den Schrank, in welchem er seine Schätze aufbewahrt hatte. »Siehe hier, was ist das?«

»Geld, sehr viel Geld.«

»Nun, ich will dir das Geheimnis lehren, noch mehr Geld zu machen.«

»Sie sind doch nicht etwa ein Falschmünzer?«, fragte unser Bekannter, indem er scheu zu seinem Vater emporblickte.

»Gott stehe mir bei, ist denn der Junge ganz vernagelt! Schlägt denn dein Herz nicht höher beim Anblick dieser Herrlichkeiten?«

»Vom philosophischen Standpunkt aus ist Geld nur Chimäre«, antwortete Peter mit dem größten Ernst.

»Junge, willst du denn ganz und gar mein Blut verleugnen? Hast du denn gar keinen Sinn für das, was den Menschen allein groß macht und ihm Würde verleiht? ... Komm her, sieh dir die Banknoten, sieh dir das Gold und Silber an, schlägt denn dabei dein Herz nicht höher und fühlst du denn nicht den edlen Beruf in dir, dieses Metall und diese Banknoten zu deinem Wohl und deiner Ehre in derselben Weise zu vermehren, wie ich dies getan habe?«

»Ich will keine so alte Geldprotze, wie du eine bist, werden«, platzte Peter heraus.

»Alte Geldprotze, wie ich bin?« Herr Schwalbe wurde gelb und grün im Gesicht. Es war ihm, als wenn er plötzlich von der Höhe des Piedestals, welches er sich aufgebaut hatte, mit Gepolter herabstürzte. Ingrimig hob er den Arm, in blinder Wut fiel seine Hand nieder und klirrend stürzte eine kostbare Uhr von der Konsole, während Peter rechtzeitig eine Zuflucht unter dem Tisch gesucht hatte und dort, allerdings nicht ohne Bangen, das Weitere abwartete.

Inzwischen öffnete sich die Tür und das strenge Gesicht der Frau Schwalbe, mit den fest zusammengekniffenen Mundwinkeln zeigte sich zwischen derselben. »Was geht hiervor?«, fragte

sie, indem sie ihrem Mann einen scharfen Blick zuschickte.

Es war sonderbar, der stolze hochmütige Geldmensch schmolz jedes Mal wie Butter zusammen, wenn er seiner Gattin gegenüberstand. Er war dann ein gezähmter Tiger, welcher demütig zu Kreuze kroch.

»Meine Liebe«, antwortete er daher auch sehr kleinlaut, »an all dem Unheil ist dort der junge Mensch schuld, welcher sich meiner väterlichen Züchtigung durch die Flucht unter den Tisch zu entziehen wusste.«

»Nun, und was hat er denn verbrochen?«, fragte Frau Schwalbe im schneidenden Ton, und winkte zugleich den jungen Attentäter zu sich heran.

»Er hat zunächst verächtlich vom Kapital gesprochen.«

Die hagere Dame zuckte mit den Achseln und machte eine spöttische Gebärde.

»Er hat aber auch noch mehr getan, er hat mich eine alte Geldprotze genannt.«

Ein leichtes Lächeln umspielte die dünnen Lippen der Frau Schwalbe, aber sie unterdrückte dasselbe auch sogleich wieder und fragte den sehr unphilosophisch vor ihr stehenden 14-jährigen Sünder im strengen Ton: »Und du hast dich gegen deinen Vater wirklich so vergessen können?«

»Mama, der Ausdruck entfuhr absichtslos meinen Lippen und ich bitte deshalb pflichtschuldig um Verzeihung.«

»Er ist ein Fantast, ein Narr, er rebelliert gegen das Kapital«, schrie der Getreidehändler dazwischen.

»Das tue ich nicht, Mama, du weißt, dass ich nie über das Taschengeld böse gewesen bin, welches ich erhalte. Aber Papa will, dass ich auch Kaufmann werden soll, und dazu habe ich keine Neigung und deshalb ...«

»Er hat keinen Ehrgeiz«, schrie Schwalbe senior abermals, »der Respekt vor dem Kapital fehlt ihm, ich werde es noch erleben, dass er unter die Seiltänzer oder unter die Taschenspieler geht.«

Abermals intervenierte die hagere Dame durch einen strengen

Blick.

»Nun, wozu hast du denn eigentlich Neigung?«, fragte sie den Knaben.

»Ich will studieren, Mama, ich will Philosoph werden, ich mag keine alten Geldprotze...«

»Da hörst du es«, rief der Getreidehändler, »er nennt mich schon wieder eine alte Geldprotze.«

Diesmal folgte ein sehr strenger Blick vonseiten der Hausfrau. Ihrem Gatten war dieser von anderen Gelegenheiten her bekannt, und er verstummte daher plötzlich, steckte die Hände in die Rocktaschen und lief brummend im Zimmer auf und ab.

»Wir wollen deine Wünsche näher in Erwägung ziehen«, sagte sie zu ihrem Sohn gewendet, »dein Vater hat sich nur einen Scherz mir dir machen wollen und auch er wird dich nicht zu einem Lebensberuf zwingen wollen, zu welchem du keine Neigung zu haben scheinst. Jetzt geh und ich denke, später wirst du den Wert des Geldes von selbst schätzen lernen.«

Die kluge Dame machte hiermit im richtigen Takt einer Szene ein Ende, die in einen häuslichen Zwist auszuarten drohte, bei welchem der 14-jährige Knabe zum Nachteil des Ansehens seines Vaters hätte Zeuge sein müssen. Bevor er sich entfernte, küsste er seiner Mutter sehr dankbar die Hand und sagte: »Mama, glaube ja nicht, dass ich ein Verächter des Geldes bin, und wenn ich einst die Universität bezogen habe, so verspreche ich Papa, ihm hierfür überzeugende Beweise zu liefern. Übrigens braucht man ja gerade nicht ein Diogenes zu werden, wenn man Philosoph wird, aber das erkläre ich noch einmal, eine so alte Geldprotze ...«

»Warte, ich werde dir die alte Geldprotze anstreichen«, schrie der Getreidespekulant und stützte mit zornglühendem Gesicht auf unseren Bekannten zu. Allein dieser schlüpfte gewandt zur Tür hinaus und statt seiner erhob ein alter Spitz, welchen Herr Schwalbe senior auf den Schwanz getreten hatte, ein jämmerliches Geschrei und er selbst rieb sich mir einer grimmigen Gebär-

de die Nase, mit welcher er gegen die scharfe Ecke eines Schreibtisches gestoßen war.

»Blinder Eifer schadet nur«, bemerkte seine Frau trocken, indem sie ihn mit einem verweisenden Achselzucken von oben bis unten ansah, »sich mit einem Knaben in einen solchen kindischen Streit einzulassen, kann nur deinem Ansehen schaden. Im Übrigen sollen die Wünsche unseres Sohnes in Betracht gezogen werden.«

Mit dieser diktatorischen Entscheidung verließ auch Frau Schwalbe das Zimmer, während ihr Mann in diesem noch eine Zeit lang auf und ab rannte und sich einerseits die stark angelauene Nase rieb, andererseits etwas von *ungeratenem Schlingel*, von *unerträglicher Tyrannei* und von unverzeihlicher Respektwidrigkeit gegen das Kapital murmelte.

Der Auftritt hatte aber doch das Gute, dass auch diesmal wie in den meisten anderen Fällen, Frau Schwalbe das letzte entscheidende Wort sprach. Trotz ihres schroffen, abstoßenden Äußeren war sie doch eine Dame von Bildung und Einsicht. Und je weniger sie sich zu ihrem polternden, von Eitelkeit und Hochmut aufgeblasenen Mann hingezogen fühlte, dessen Herz nur der Klang des Geldes rührte und der den Wert eines Menschen bloß nach der Summe seines Vermögens abschätzte, um so mehr liebte sie im Stillen ihren Sohn, obgleich es in ihrer Natur nicht lag, diese Liebe durch übertriebene Zärtlichkeiten öffentlich zur Schau zu tragen.

Ein Festtag war es daher für unseren Peter, als ihm eines Tages die Eröffnung gemacht wurde, dass seinen Wünschen Rechnung getragen werden sollte und dass man bereits alle Anstalten getroffen habe, ihn in einer guten Pension in der Stadt unterzubringen. Auch Herr Schwalbe senior zeigte bei dieser Gelegenheit einen versöhnlichen Sinn und trotz des heimlichen Zuwinkens seiner Frau bemerkte er sehr salbungsvoll, dass der bewusste Gegenstand (Herr Schwalbe machte dabei die Bewegung des Abfeuerns) für immer vergeben und vergessen sein sollte, worauf

der angehende Philosoph ihm sehr zerknirscht die Hand reichte und ebenfalls feierlich gelobte, dass die fatale Geldprotze nie mehr von ihm erwähnt werden solle, es sei denn, dass er vielleicht in späterer Zeit als akademischer Bürger in den Fall kommen möchte, seinen Vater ersuchen zu müssen, hier und da einmal ›abzuprotzen‹, um ihn wieder flott zu machen, wenn er, was so doch selbst einem Philosophen passieren könne, zufällig ›aufs Trockene‹ geraten möchte. Nachdem dieser Kontrakt zur allseitigen Zufriedenheit mittelst Handschlag abgeschlossen worden war, eilte unser Peter, seinem Freund Gottlieb von den neuesten, für ihn so erfreulichen Ereignissen Nachricht zu geben. Als beide wieder am Bach unter der breitästigen Ulme saßen und dabei (leider dürfen wir dies nicht verschweigen) unter verschiedenen Gesichtsverzerrungen den schon mehrfach wiederholen Versuch, eine Zigarre zu rauchen, erneuerten, begann unser Bekannter im feierlichen Ton: »Mein lieber Gottlieb, ich habe dir eine Eröffnung zu machen, welche mich auf der einen Seite sehr schmerzlich, auf der anderen aber auch sehr freudig berührt. Von meinem philosophischen Standpunkt aus ist es meine Pflicht, dich darauf aufmerksam zu machen, dass jeder Mensch danach streben muss, sowohl im Schmerz wie im Glück das richtige Maß zu halten. Fasse dich daher und trage mit Gleichmut, was doch nicht mehr zu ändern ist.«

»Oh, ich weiß es schon«, entgegnete Gottlieb leise, indem er dabei traurig den Kopf senkte, »dein Vater hat dir den weiteren Umgang mit mir verboten.«

Peter hüllte sich, gleich Zeus, in eine große Wolke, die er mit aller Anstrengung aus seiner Zigarre hervorstieß. »Kleinmütiger«, rief er vorwurfsvoll, »verfolgt dich noch immer dieses Gespenst?«

»Ja, das Gespenst der Armut«, murmele der weichherzige Knabe, »es verwandelt alles in eine Wüste, wo es erscheint, und auch der Liebe und Freundschaft bringt es den Tod.«

»Nun, uns soll es nichts anhaben. Nein, das ist es nicht, was ich

dir eröffnen wollte, Gottlieb. Unserer Freundschaft droht keine Gefahr, aber das Schicksal, oder wie die Alten sagen würden, das Fatum verlangt unsere Trennung.«

Dem treuen Gottlieb fiel die Zigarre aus dem Mund, vielleicht zu seinem Glück, denn bereits hatten sich die deutlichen Vorzeichen eines Zustandes eingestellt, in welchem sich solche jugendliche Attentäter zwischen ›Hangen und Bangen in katzenjammerlicher Pein‹ befinden.

»Du willst mich verlassen?«, rief er bestürzt, »oh, nun werde ich wieder in mein Nichts zurücksinken!«

»Ein Nichts gibt es gar nicht, alles ist Sein«, entgegnete sehr gravitatisch der angehende Philosoph, »später werde ich diesen Satz vom Katheder aus verteidigen.«

Nun ging Gottlieb ein Licht auf. »Du trittst also nicht ins Geschäft«, rief er überrascht.

»Nein, ich studiere.«

»Du wirst also einst ein berühmter Mann, ein großer Gelehrter werden?«

»Vielleicht, ich will mich darüber jetzt noch nicht mit voller Bestimmtheit aussprechen. Und du, Gottlieb, welchen Beruf hast du dir gewählt?«

»Oh, ich!«, erwiderte dieser schüchtern, »mein höchster Wunsch ist, einst eine Kantorstelle zu erhalten. Unser Organist wird mir jetzt Unterricht im Orgelspiel erteilen, später soll ich ins Seminar und wenn alles gut geht, erhalte ich dann vielleicht auch einmal eine Lehrerstelle.«

»Nun, wenn du später recht schön die Orgel spielst, will ich auch recht fleißig die Kirche besuchen, obgleich sich dies Letztere eigentlich mit der Würde eines Philosophen nicht recht verträgt.«

Wir wollen das, was zwischen den beiden Freunden noch ferner verabredet wurde, nicht weiter ausführen, auch über die Studienjahre von Peter Schwalbe gehen wir nur flüchtig hinweg. Er wurde auf der Universität ein sehr flotter Bursche, brachte es im

Biertrinken und Tabakrauchen sehr weit, hielt sich einen Pudel, der ihm den Tabaksbeutel nachtrug, und nötigte seinen Vater sehr häufig schleunigst ›abzuprotzen‹, um ihn wieder ›flott‹ zu machen, bis dieser schließlich in die Ewigkeit abprotzte und ihm ein sehr anständiges Vermögen hinterließ, dessen Verwaltung indessen zum Glück unseres Helden seiner Mutter testamentarisch übertragen worden war. Bei der unsteten Natur und dem exzentrischen Wesen des nunmehr zum ›bemoosten Haupt‹ herangereiften Studio pfpfzte er sich den Kopf mit allerhand wissenschaftlichen Gegenständen voll, bis sich diese zuletzt so durcheinander mischten, dass er weder von dem einen noch von dem anderen gründlich etwas wusste. Zuletzt wurde er schwermütig (wie der Doktor behauptete, infolge des vielen Biertrinkens) und beschäftigte sich in diesem Zustand mit der anziehenden Lektüre über des berühmten Hieronymus Jobs Leben und Taten, wobei er zum ersten Mal des Herrn Schwalbe senior mit wahrhafter Pietät gedachte, denn nie würde der selige Kandidat Jobs bis zum Nachtwächter herabgesunken sein, wenn er einen Vater gehabt hätte, von dem ihm nur ein halb so wohlgefüllter Protzkasten hinterlassen worden wäre, wie er ihn von dem verbliebenen Kornspekulanten geerbt hatte. Was ihn auch noch mit besonderer Bewunderung gegen den Kandidaten Jobs erfüllte, war die Art und Weise, wie er sich im Examen benommen hatte und wenn diesem dabei das Unglück passiert war, durchzufallen, so entschuldigte unser Peter dies damit, dass alle großen Männer ihre Neider hätten, und dass bereits manches verkannte Genie durch den Undank der Menschen zugrunde gerichtet worden sei. Aber gleichzeitig trat auch an ihn die Notwendigkeit immer näher heran, der Welt, und insbesondere den Herren Professoren zu zeigen, wie weit er es in seinen philosophischen Studien gebracht hatte. Bereits war ihm ein Termin angesetzt worden, wo er in der Aula öffentlich promovieren sollte. Noch sah es in seinem Kopf so leer aus, als wenn dieser eine Tenne wäre, auf welcher Stroh gedroschen werden sollte. Indessen war unser Be-

kannter nicht der Mann, um sich durch solche Kleinigkeiten einschüchtern zu lassen. Zunächst zog er in Betracht, dass es unter den Hunderttausenden von Doktoren der Philosophie, mit denen Deutschland ebenso gesegnet ist wie Neapel mit Lazonis, eine respektable Menge gebe, deren Doktorhut mit Heu und Werg ausgefüllt sei, dann hatte er aber auch, dank der Fürsorge seiner Mutter, einen Empfehlungsbrief beim Dekan der Fakultät abgegeben und war als ein junger Mann, der einst ein erhebliches Vermögen zu erwarten habe, von der Frau Professor und deren Tochter sehr zuvorkommend empfangen worden, sodass man also nicht wissen konnte ... er hatte nämlich der etwas stark impertinent blonden Therese nach Kräften den Hof gemacht, und dem Dekan war es auch nicht zu verdenken, wenn er seine Tochter unter die Haube zu bringen suchte, ergo, so resümierte unser Peter weiter, konnte man so nicht wissen, ob der Dekan seine Doktorpauke nicht als etwas außergewöhnlich Geistreiches bezeichnen und ihm das ausgefertigte Diplom unter warmen Händedruck und mit der Bemerkung überreichen würde, dass seine Tochter Therese sehnlichst wünsche, ihn so bald wie möglich zu der neu erlangten Würde ihre Glückwünsche darzubringen.

Es handelte sich nur darum, welches Thema der junge Schwalbe zum Gegenstand seiner Dissertation wählen würde, aber hierüber war von ihm selbst von seinen intimsten Bekannten nichts herauszubringen. Er bemerkte nur, er werde sie alle durch eine ganz neue Definition eines bekannten philosophischen Satzes überraschen, im Übrigen trinke er schon seit vierzehn Tagen nichts als Selterwasser, denn er bedürfe eines klaren Kopfes. Aber wie gesagt, er hoffe der Fakultät ein Licht unter die Augen zu halten, wie solches seit des seligen Hieronymus Jobs Zeisen nicht mehr angesteckt worden sei.

Endlich erschien der bedeutungsvolle Tag, wo unser Bekannter vor einer großen Versammlung zeigen sollte, ob er würdig sei, den Doktorhut zu tragen. Leider gestattet es uns der Raum nicht,

hierbei, wie wir es wohl wünschten, auf die Details einzugehen. Wir können nur bemerken, dass Peter Schwalbe mit einer Kaltblütigkeit und Ruhe, die schon im Voraus für ihn einnahm, das Katheder bestieg. Dort lehnte er sich einige Augenblicke herausfordernd auf den Rand desselben und dann erklärte er, er habe den Satz »Es gibt kein Denken ohne ein Sein« zu seinem Thema gewählt.

»Sein, meine Herren«, fuhr Schwalbe mir erhöhter Stimme fort, »heißt im Lateinischen, wie Sie alle wissen, esse. Es gibt also kein Denken ohne Essen und je feiner man isst, desto schärfer gestalten sich die Gedanken.« Als nun aus der Korona jemand rief: »Ich muss dies bestreiten«, schmetterte ihn unser Bekannter mit den Donnerworten nieder. »Sie haben nichts zu bemerken!« Und verließ nach diesem abgekürzten Verfahren unter lautem Applaus das Katheder um die Dinge, die nun ferner kommen würden, abzuwarten.

Und wirklich überreichte ihm der Dekan unter warmem Händedruck die Rolle, welche sein Doktordiplom enthielt und lud ihn gleichzeitig für den anderen Tag unter einem bedeutsamen Augenblinzeln im Namen seiner Frau und ganz besonders im Namen von Therese zum Mittagstisch ein. Doktor Schwalbe aber, wie er jetzt ein Recht hatte sich zu nennen, merkte den Braten, zu dem er gar keinen Appetit verspürte, und ließ wegen plötzlich eingetretenen Unwohlseins absagen, und als der Professor nun selbst erschien, um sich von dem Zustand des verdächtigen Kranken zu überzeugen, fand er ein leeres Nest, denn Schwalbe hatte schleunigst seinen Koffer gepackt und flog bereits mit der Eisenbahn seiner Heimat zu. Die hochblonde Therese schwor zwar im ersten Zornesanfall der getäuschten Hoffnung von nun an allen Männern mit Verachtung den Rücken zu kehren. Als es sich aber beim nächsten Ball ein hübscher Jägeroffizier zur Aufgabe stellte, ihre Eroberung zu machen, erging es ihr wie Zerline. Sie fragte die Mutter, was sie dazu meine und diese antwortete, eine Schwalbe mache ja noch keinen Sommer,

sie aber stehe ja noch im Frühling und ein Hauptmannspatent sei jedenfalls ebenso gut wie ein Doktordiplom.

Inzwischen gelangte unser Bekannter auf der letzten Station an und dort erwartete ihn bereits der treue Gottlieb. Seine Augen glänzten, als er den so lange entbehrten Freund erblickte, aber erst völlig war er sich wieder selbst zurückgegeben, als ihn Peter voll Innigkeit an seine Brust zog und mit der früheren warmen Herzlichkeit ansprach.

»Wie geht es dir, alter Junge?«, fragte unser Bekannter, als er mit seinem Jugendfreund in dem bereitstehenden Wagen saß und diesem in das treue Antlitz blickte.

»Oh Gott, Peter«, antwortete dieser, in seiner Bewunderung die Frage völlig überhörend, »also wirklich Doktor? ... Ach, jetzt komme ich mir doppelt klein dir gegenüber vor!«

»Sei kein Narr«, antwortete Schwalbe, obgleich diese Bewunderung seiner Person ihn im Stillen doch schmeichelte, »erzähle mir lieber, wie es dir ergangen ist. Hast du deine Examina ebenfalls bestanden?«

»Zu dienen, Herr Doktor.«

»Gottlieb!«

»Also ich soll dich wirklich wie früher Peter nennen?«

»Selbstredend, Gottlieb. Wie steht es mit deiner Existenz?«

»Na, ich denke es wird sich machen«, antwortete dieser, in der ihm angeborenen Bescheidenheit, wobei ihm jedoch unwillkürlich ein Seufzer entschlüpfte. »Einstweilen fungiere ich als Hilfslehrer, und wenn der alte Organist wegen Kränklichkeit verhindert ist, vertrete ich ihn beim Orgelspiel.«

»Gut, Gottlieb, das andere wird sich finden. Mach dir wegen deiner Zukunft weiter keine Sorgen.«

Das Wiedersehen unseres Helden mit seiner Mutter war ein solches, wie dies der Charakter beider mit sich brachte. Es lag nun einmal in der Natur der Witwe des Kornhändlers, äußerlich eine Kälte und Steifheit an den Tag zu legen, wodurch sie häufig in den Verdacht der Gefühllosigkeit geriet, aber ihre Augen

blitzten doch auf, als sie den in voller Gesundheit strotzenden Sohn in ihre Arme schloss, und ein beseligendes Lächeln erhellte für einige Augenblicke ihre sonst so strengen Züge. Sie kränkelte übrigens schon seit längerer Zeit und von der Szene des Wiedersehens ergriffen, sank sie, nachdem sie unseren Bekannten kaum aus ihren Armen entlassen hatte, erschöpft in den weichen Lehnstuhl zurück. Peter liebte seine Mutter, aber er hatte einen zu flüchtigen unsteten Charakter, um die Veränderungen, welche mit ihrem Äußeren vorgegangen waren, zu bemerken. Er küsste sie voll Innigkeit, er sprach sogar seine Freude darüber aus, dass er sie ebenso gesund wiedergefunden wie er sie verlassen hatte, obgleich dies keineswegs der Fall war. Damit glaubte er aber auch den Pflichten seines Herzens vollständig genüge getan zu haben. Und da er auf der Universität inzwischen ein vollendeter Renommist geworden war, so begann er alsbald sich in eine Menge Aufschneidereien zu ergehen, welche der von Mutterliebe geblendeten alten Frau dann auch schließlich wirklich die volle Überzeugung beibrachten, dass ihr Sohn ein Ausbund von Gelehrsamkeit sei, dass er keinen akademischen Ball verlassen habe, ohne den Herzensfrieden von wenigstens einem Dutzend junger Damen zu stören und dass Peter Schwalbe allen neu ankommenden Füchsen als das Muster eines vollendeten flotten Burschen zur Nachahmung empfohlen worden sei. Sowohl diese Aufschneidereien als auch das Verlangen, über seine Umgebung eine möglichst unbedingte Herrschaft auszuüben, bildeten die Schattenseiten unseres Helden. Doch wer hat diese nicht, und bei unserem Bekannten wurden sie durch ein offenes, redliches Herz, durch Freigiebigkeit und durch die drollige, oder besser gesagt, durch die konfuse Weise, wie er seine philosophischen Anschauungen zur Geltung brachte, in mehr als genügender Weise ausgeglichen. Niemand war nun besser dazu angetan die glänzenden Eigenschaften des neu ernannten Doktors anzuerkennen und zu bewundern, als sein Freund Gottlieb. Gottlieb war der treue Pudel, welcher ihm auf Schritt und Tritt folgte und

der auch ohne zu murren einen moralischen Fußtritt hinnahm, wenn sein Prorektor gerade nicht in der besten Laune war. Gottlieb hörte mit offenem Mund zu und in seinem Kopf ging es wie ein Mühlrad herum, wenn der Herr Doktor mit der ihm angebornen Renommage seinen philosophischen Blödsinn zum Besten gab. Gottlieb machte endlich ein von Befriedigung strahlendes Gesicht, wenn Hans sein Orgelspiel lobte und mit der Miene eines Mäzen erklärte, dass er stets auf seine Protektion rechnen könne.

Endlich kam auch die Zeit, wo der alte Organist sein Amt aufgeben musste, weil der Mann mit der Sense und dem Stunden-glas eines Tages erschien und ihn zu einer Reise in die andere Welt einlud. Doktor Schwalbe erfreute sich sowohl seines akademischen Grades als auch als bedeutender Grundbesitzer eines überwiegenden Einflusses im Ort, und so fiel es ihm denn auch nicht schwer, seinem Freund die nunmehr erledigte Kantorstelle zu verschaffen.

»Von dem Amt eines Lehrers suspendiere ich dich«, hatte hierbei der Doktor mit der ihm eigenen Protektormiene bemerkt, »ich will nicht, dass du in der dumpfen Luft einer Schulstube verkümmerst, ich brauche einen Gesellschafter, und Du, Gottlieb, verstehst es am besten, dem philosophischen Entwicklungsgang meines Geistes zu folgen.«

Gottlieb fühlte sich durch dieses Zeugnis der Reife, welches sein Beschützer ihm erteilte, außerordentlich geschmeichelt und rieb sich in derselben behaglichen Weise die Hände, in welcher etwa ein treuer Spitz mit dem Schwanz wedelt. Denn wie wir wissen, war derselbe zwar ein herzensguter Mensch, aber zu den großen Geistern gehörte er nicht und schon manchmal war ihm im Stillen eine Gänsehaut über den Rücken gelaufen, wenn er an den Zeitpunkt dachte, wo er der ihm anvertrauten Jugend die vier Spezies beibringen sollte. Nun war er diese Last los und das Gefühl der Dankbarkeit für denjenigen, der ihn davon befreit hatte, steigerte sich bei der treuen Seele dadurch nur noch mehr.

Die Mutter des Doktors erlag übrigens nach einigen Jahren ihrer schon so lange andauernden Kränklichkeit und sie folgte ihrem Gatten ins Grab. Hans betrauerte diesen Verlust mit aufrichtigem Herzen. Als Philosoph verstand er es jedoch, sich schließlich in das Unvermeidliche zu finden und zugleich dachte er daran, sich seine Häuslichkeit ganz seinem Geschmack und seinen Neigungen gemäß einzurichten.

Dass hierbei überall die Spuren eines Junggesellenlebens sichtbar wurden, war selbstredend, man würde es aber auch gleich an dem bunten Durcheinander erkannt haben, dass hier nicht der ordnende Geist einer Hausfrau waltete. Dass die Büsten Platos und des Sokrates auf dem Zylinderbureau des Doktors ausgestellt waren, versteht sich von selbst. Ebenso gehörte es zur Sache, dass eine ausgewählte Bibliothek, in welcher die Schriften der alten und neuen Philosophen vertreten waren, in mehreren eleganten Glasschränken sein Arbeitszimmer zierte. Im Übrigen aber trat überall eine geniale Unordnung hervor, die nur teilweise durch den dicken Tabaksqualm, der sich in den Gemächern verbreitete und an den Tapeten ansetzte, verschleiert wurde. Da Doktor Schwalbe indessen doch nicht ganz ohne Bedienung sein konnte, so hatte er sich neben einem alten, bereits sehr steifen Diener, den er von seinen Eltern als Inventar übernommen, eine 20-jährige, in üppiger Fülle aufgeschossene Haushälterin zugelegt, der er den Namen *Phöbe* gab und deren schwarze verführerische Augen allerdings geeignet waren, die Lehre von der *Kritik der reinen Vernunft* selbst bei einem so starken Geist, wie unser Bekannter war, etwas in Verwirrung zu bringen. Allein Doktor Schwalbe wusste sich zu helfen.

Wenn der etwas linkische Gottlieb mitunter vor den brennenden Blicken der modernen Phöbe schüchtern die Augen niederschlug, lachte ihm sein Herr und Meister ins Gesicht und sagte: »Nun, alter Knabe, du tust ja gerade so, als wenn Du nicht drei zählen könntest und machst ein Gesicht, als hätte dir Frau Potiphar wegen unzeitiger Blödigkeit so eben eine Ohrfeige appli-

ziert ... Die Phöbe ist ein sehr sittsames und tugendhaftes Mädchen, und ich habe sie bloß in mein Haus genommen, weil dies meinem angeborenen Schönheitssinn entspricht. Ein Gegenstand, auf den sich meine Augen stündlich richten, muss einen angenehmen Eindruck auf mich machen, dies entspricht den Gesetzen der Ästhetik, und du wirst wohl daran tun, Gottlieb, dir dies zu merken. Denn ich möchte nicht gern, dass du mich am Ende im Verdacht einer adamitischen Ehe hättest.«

Gottlieb Schnorpel rückte auf seinem Sessel verlegen hin und her.

»Es fällt mir nicht im Entferntesten ein«, stotterte er, »gegen die Jungfer auch nur den leisesten Verdacht zu hegen. Aber was deine adamitische Ehe anbelangt, so bist du wohl der Ansicht, dass dieselbe nach unseren heutigen Begriffen keine gültige gewesen ist?« Schwalbe, in dessen eitler Statur es lag, womöglich nach allen Seiten hin als Gelehrter zu glänzen und der deshalb auch gern den Freigeist spielte, fasste diese Frage mit besonderem Wohlgefallen auf und brach in ein helles Gelächter aus.

»Oh, heilige Einfalt«, rief er, »der Mensch sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht! Gültig? Möchte wissen, wo das herkommen sollte! Ein Männlein und ein Weiblein, die sich zufällig im Paradies begegnen ... Na, ebenso gut könnte ich mit irgendjemandem im Wald von ungefähr zusammentreffen!«

Schnorpel wagte selten zu widersprechen, aber diesmal empörte sich sein christlicher Sinn doch zu sehr gegen eine solche atheistische Anschauung. Mit mehr Courage als er sich selbst zugebraut hatte (beide waren bereits bei der dritten Flasche) erwiderte er: »Und doch behaupte ich, dass Adam und Eva erst recht in ordnungsmäßiger Ehe gelebt haben, denn Gott hat ja beide unmittelbar selbst zusammengetan.«

Diesmal fühlte sich der Doktor geschlagen, dennoch aber wusste er seine Niederlage geschickt zu parieren, indem er rief: »Bravo, Gottlieb! Ich sehe, dass du im Umgang mit mir Fortschritte machst. Dennoch aber halte ich es für eine Pflicht, dich

den Frauen gegenüber zur Vorsicht zu mahnen. Je harmloser sie sich stellen, desto gefährlicher sind sie. Phöbe ist zwar bis zur Ausgelassenheit tugendhaft, aber wer weiß ... es könnte ja der Fall eintreten, dass ich einmal auf längere Zeit verreisen müsste und dass dir dann die Pflicht obläge, mein Haus zu hüten, nun mache dir einmal den Fall recht deutlich ... wäre es auch nur, um dich auf die Probe zu stellen ... Gelegenheit macht Diebe ... deshalb, Gottlieb, vergiss nie die Worte des Dichters:

*Trau nicht dem Weibe, Freund, in ihren Netzen  
Ist erst Berausung und sodann Entsetzen ...*

Peter Schwalbe lachte innerlich, als er sah, wie der ehrliche Gottlieb bald blass, bald rot wurde, denn er wusste, dass die Blicke desselben auf der schlank und üppig gebauten Phöbe häufig heimlich mit sehnsüchtigem Verlangen geruht hatten. Und nun glaubte sich dieser wirklich bereits wie ein Dieb auf der Tat ertappt, obgleich er nicht das Geringste getan hatte, was ihm von seinem Freund hätte einen Vorwurf zuziehen können. In der neckischen Natur Schwalbes lag es nun aber einmal, sich durch derartige Scherze die Zeit zu vertreiben, und Schnorpel war bei seiner Gutmütigkeit und bei seinem etwas beschränkten Verstand gerade die Person, um sich zur Zielscheibe derselben herzugeben. Bei der großen Ehrfurcht, die er vor dem Verstand des Doktors empfand, und bei der tiefen Dankbarkeit, welche er gegen denselben fühlte, schmerzte ihn jeder Verdacht, mochte derselbe auch noch so leise hervortreten, und er schlich daher auch diesen Abend sehr niedergeschlagen nach Hause, während sich Schwalbe ins Fäustchen lachte und sich mit dem Bewusstsein zu Bett legte, sich aufs Beste amüsiert zu haben. Man muss dem Letzteren aber auch wieder die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er seine Überlegenheit über seinen Freund Schnorpel nie missbrauchte, dass er nie verletzend wurde und seine Witzeleien nie weiter ausdehnte, als dies Gottlieb eben vertragen konnte. Dabei machte er diese kleinen Ausschreitungen seines Humors durch die Liebe, welche er seinem Freund gegenüber vor der Welt an

den Tag legte, zur Genüge wieder gut. Kein anderer hätte es wagen dürfen, demselben auch nur mit einem Wort zu nahe zu treten und die Achtung, welche er für sich beanspruchte, beanspruchte er auch für seinen Kastor, wie er Gottlieb nannte. Auf diese Weise führten beide ein sehr behagliches Leben, Schnorpel hatte sich an die geistige Überlegenheit seines Freundes gewöhnt und nahm jede Zurechtweisung, die er von demselben erhielt, als eine Sache, die ganz in den Ordnung sei, geduldig hin. Und da der wohlgefüllte Weinkeller des Doktors nie leer wurde, so vermehrte dies noch die Behaglichkeit beider Herren. Wenn die schwarzäugige Phöbe häufig dann wohl noch in später Abendstunde eine neue Flasche bringen musste und Gottlieb dabei der Versuchung nicht widerstehen konnte, heimlich zu ihr hinüberzublinzeln, dann hob Schwalbe in neckischer Laune drohend den Finger in die Höhe und sagte: »Hüte dich, alter Knabe, du bist erkannt!« »Wieso?«, fragte Schnorpel verwirrt, denn er konnte nicht in Abrede stellen, dass er auf frischer Tat ertappt worden war.

»Wieso? Kennst du denn nicht das Sprichwort *Ubi Bachus ibi sedet Venus post fornacem?*«

»Was heißt das auf Deutsch?«

»Nun: Wo *Bachus* weilt, da sitzt auch *Venus am Herde*.«

Gottlieb machte ein Armesündergesicht. »Ja, ja, die Phöbe, die Phöbe!«

Er nahm sich fest vor, sie gar nicht mehr anzusehen und dennoch ruhten seine Blicke das nächste Mal wieder heimlich auf ihr. Sie blieb für ihn die Zirze, deren Zauber er, trotz aller An kämpfung, immer wieder unterlag.

Auf diese Weise war den beiden Freunden im süßen Nichtstun manches Jahr verflossen. Doktor Schwalbe hatte die Lücken, welche zeitweise in seinem Weinkeller entstanden, stets gewissenhaft ergänzt, der aufsteigende Dampf der feinen Regalia schwärzte die einst hellen Tapeten schließlich bis zur Unkenntlichkeit, der Philosoph wurde immer gelehrter, oder, um von der

Wahrheit nicht zu sehr abzuweichen, immer konfuser in seinen Begriffen. Schnorpel zeigte sich zu dessen Befriedigung ununterbrochen, als ein sehr wissbegieriger Schüler und spielte dabei des Sonntags mit wahrer Meisterschaft die Orgel. Und auch die schwarzäugige Phöbe trieb ihr Spiel, aber ganz im Geheimen, so dass Gottlieb, trotz alles Widerstrebens und fast unbewusst, von dem Zauber ihrer Blicke so umstrickt wurde, dass er bereits in einsamen Stunden mit Schrecken an den Augenblick dachte, wo das Schicksal ihn vielleicht auffordern würde, zu zeigen, ob er stark genug sei, das dem Freund gegebene Versprechen zu halten und lieber, wie einst der keusche Joseph, den Mantel im Stich zu lassen, als der Toni, deren Tugend der Doktor freilich jedes Mal mit einem höchst verdächtigen Lächeln immer bis in den Himmel hob, vielleicht einmal im Taumel liebeglühender Leidenschaft Anträge zu machen, die sein ganzes Renommee bei ihr für immer vernichten konnten. So standen die Sachen, als die Freunde eines Tages in gewohnter Gemütlichkeit wieder zusammensaßen.

»Gottlieb«, begann der Doktor, indem er mit diesem anstieß und sich darauf sehr feierlich in seinen Sessel zurücklehnte und gleichzeitig in eine dicke Tabakwolke hüllte. »Wenn ich es mir so recht überlege, Gottlieb, so finde ich schließlich, dass doch eigentlich in jedem Menschen etwas steckt.«

»Wie soll ich das verstehen?«, fragte dieser schüchtern, »meinst du damit im Magen oder im Kopf?«

»Schnorpel«, bemerkte Schwalbe im verweisenden Ton, »du musst mir nicht solche verfängliche Fragen vorlegen. Höre hübsch zu, wenn ich spreche und lass dich belehren. Du kannst dabei noch viel lernen, aber Widerspruch dulde ich nicht und das kannst du einem Mann, wie ich es bin, der die ganze Enzyklopädie im Kopf hat, auch nicht verdenken.«

Diese Philippika seines Meisters erschütterte den ehrlichen Gottlieb tief. Er fühlte, dass er sich durch eine vorlaute Frage vergangen hatte und wie immer, so war er auch nun durch ein

reumütiges Bekenntnis bereit, die aufsteigenden Zorneswellen seines Beschützers zu besänftigen. Sehr kleinlaut und mit um so milderer Stimme, da er bemerkte, dass Schwalbe eben die dritte Flasche entkorkte, antwortete er daher: »Es lag durchaus nicht in meiner Absicht, einem so erleuchteten Geist, wie der deine ist, Opposition zu machen. Ich begnüge mich damit, dein Genie zu bewundern. Wenn dir die Frage, welche ich soeben getan habe, nicht gefällt, so wollen wir sie als ungeschehen betrachten.«

»Na«, entgegnete der Doktor mit möglichster Würde, »ich will es dir glauben, Schnorpel. Ich kenne deine Wissensbegierde und es ist wahr, einen Verdacht soll man gegenüber einem Freund nicht so ohne Weiteres aufkommen lassen. Aber du bist selbst schuld daran, denn neulich in der Dämmerstunde, als es schon schwer wurde, bei dem hereinbrechenden Dunkel Personen und Sachen zu unterscheiden, entwickelte ich dir, wie du dich erinnern wirst, in sehr gelehrter Weise meine Theorie über die Abstammung des Menschen vom Affen. Du nicktest dabei beständig beistimmend mit dem Kopf, worüber ich mich natürlich sehr freute, bis ich schließlich etwas genauer zu dir hinsah und nun zu meinem höchsten Befremden bemerkte, dass dein Nicken mit dem Kopf daher rührte, weil du ganz gemütlich eingeschlafen warst.«

»Ja«, bemerkte Schnorpel, sich etwas verlegen hinter dem Ohr kratzend, aber doch mit einer gewissen Schlaueit, »darin liegt für dich eigentlich mehr Schmeichelhaftes als Verletzendes. Deine Deduktionen waren nämlich so haarscharf und wirkten auf mein Gehirn so erschütternd, dass ich geistig ganz betäubt wurde und gewissermaßen in einen spirituellen Schlaf verfiel, wobei ich aber doch alles hörte und wohl verstand, was du sagtest.«

»Wenn sich die Sache so verhält, dann ist es allerdings etwas anderes«, rief nun Schwalbe in einem sehr versöhnlichen Ton. »Ja, siehst du, Freund, jetzt erscheinst du mir in einem ganz neuen Licht, und nun will ich dich auch mit einem großen Entschluss, den ich gefasst habe, bekannt machen.«

»Mit einem großen Entschluss?«, wiederholte Schnorpel und richtete sich gespannt empor.

»Allerdings, Freund. Wir werden uns wohl auf eine Zeit lang trennen müssen.«

Gottlieb senkte den Kopf. Er hatte sich bereits an die Gesellschaft des Doktors so gewöhnt und unter der Vormundschaft desselben führte er ein so behagliches Leben, dass ihn diese Nachricht wie ein Blitz aus heiterer Höhe traf.

»Na, beruhige dich nur«, sagte sein Protektor, »diese Trennung wird nicht ewig dauern und überdies setze ich dich während meiner Abwesenheit zum Majordomus ein, sodass dir nichts abgehen wird. Aber siehst du, Gottlieb, der Mensch ist sich selbst auch etwas schuldig, und was hilft mir all mein vieles Wissen, wenn die Welt nichts davon erfährt. Wer heutzutage einigermaßen zur Berühmtheit gelangen will, muss in die Öffentlichkeit treten, mag er nun Politiker oder Gelehrter sein. Ich habe deshalb beschlossen, ein Werk zu schreiben.«

»Ein Werk zu schreiben?«, rief Schnorpel und blickte seinen Freund halb erschrocken, halb erstaunt an.

»Ja, ein sehr gelehrtes Werk. Es soll den Titel *Psychologische Studien* führen. Nun begreifst du wohl, dass ich mir hierzu erst das erforderliche Material sammeln muss.«

»Aber das könntest du ja auch hier tun«, warf Gottlieb schüchtern ein.

Der Doktor brach in ein etwas spöttisches Gelächter aus. »Wo denn? Etwa bei dir und dem alten Josef?«

Schnorpel duckte sich, als ob er unter dem Tisch verschwinden wollte. Er fühlte in diesem Augenblick seine ganze Nichtigkeit dem großen Philosophen Schwalbe gegenüber.

»Ich habe daher beschlossen zu reisen«, fuhr dieser fort, »nur im Umgang mit Menschen kann ich mir den Stoff, dessen ich zu meiner gelehrten Arbeit bedarf, sammeln.«

»Ich will deinem Ruhm nicht im Wege sein«, bemerkte Gottlieb resigniert, »die Welt soll einst nicht mit Fingern auf mich zeigen

und sagen ›*Da steht das Hindernis, über welches Doktor Schwalbe stolperte, als er im Begriff stand, den Weg zur Unsterblichkeit zu betreten.*‹ Nein, hierzu besitze ich kein Recht, das fühle ich, und auch die Freundschaft hat ihre Grenzen.«

»Daran erkenne ich die Erhabenheit deiner Gesinnung, mein Kastor«, rief Schwalbe gerührt, wobei er infolge des reichlich genossenen Weines sehr kleine Augen machte. »Ich werde dir dafür auch aus Dankbarkeit ein besonderes Kapitel in meinem Werk widmen und demselben eine passende Illustration beifügen.«

»Wie, ich soll die Unsterblichkeit mit dir teilen?«, rief Schnorpel gerührt, »nein, ich bitte, lass das sein, ich würde zu sehr gegen dich abstechen.«

»Gottlieb, du treibst die Bescheidenheit zu weit. Hast du nicht schon gehört, dass man auch eine Null in eine große Zahl verwandeln kann?«

»Ja, wenn man eine Drei oder Vier davor setzt und noch fünf oder sechs Nullen daran hängt.«

»Na, siehst du, derartige unsterbliche Nullen gibt es verschiedentliche. Die Anhängsel sind die klugen Leute gewesen, welche solche Nullen als Ratgeber gehabt haben.«

»Wann willst du denn aber deine Reise antreten?«, fragte der Organist.

»Oh, ich nehme nur wenig Gepäck mit und werde also bald mit meinen Vorbereitungen fertig sein. Morgen Nachmittag halte dich bereit, ich besteige die nächste Eisenbahn und du begleitest mich zu Wagen dorthin.«

Die beiden Freunde trennten sich. Schnorpel hatte etwas schief geladen, und da er wegen der gekündigten Reise seines Freundes in übler Stimmung war, so fing er auf dem Heimweg mit dem Mond Streit an. Trotz dem war dieser aber doch so artig ihm zu Bett zu leuchten und, nachdem dies geschehen war, zog er sich höflich hinter eine große dichte Wolke zurück. Schwalbe hingegen blieb noch eine Zeit lang in seiner Bibliothek beschäf-

tigt, um sich die ihm nötig scheinenden Reisebücher auszuwählen. Der Bädeker durfte, wie sich dies von selbst versteht, nicht fehlen. Außerdem stellte er aber auch noch *Knigges Umgang mit Menschen* und *Albertis Komplimentierbuch* beiseite, auch einen alten Dolch mit silbernem Kreuzgriff beschloss er mitzunehmen, um doch nicht ganz ohne Waffen zu sein.

Am anderen Nachmittag gegen fünf Uhr bestiegen die beiden Freunde die mit zwei schönen Füchsen bespannte Halbchaise, unter dem lauten Schluchzen der Toni, was Gottlieb tief rührte und ihm einen erneuerten Begriff von ihrer Tugend beibrachte. Da bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof die Lokomotive bereits ihren schrillenden Ton hören ließ, so konnten unsere Bekannten nur einen kurzen Abschied voneinander nehmen.

»Lass dir nichts abgehen«, rief der Doktor schon halb im Coupé stehend, »betrachte dich als Herr und Gebieter in meinem Haus. Aber eins sage ich dir: Lass Phöbe in Ruhe und führe sie nicht in Versuchung, denn ich hege die höchste Achtung vor ihrer Tugend.« Schwalbe lachte dabei höchst zweideutig, aber der ehrliche Gottlieb nahm natürlich seine Worte für bare Münze, und indem er tief errötete, antwortete er: »Ich verspreche dir dies.« *Insofern mir solches nämlich möglich sein wird*, setzte er innerlich hinzu und sah sich dabei scheu um, ein Beweis, dass sein Gewissen doch nicht ganz rein war. Aber wenn er auch diese Worte laut gesprochen haben würde, so hätte sie seinen Freund doch nicht mehr hören können, denn der Zug setzte sich bereits in Bewegung und der scharfe, schneidende Ton der Lokomotive machte jedes Wort unverständlich.

\*\*\*

## Zweites Kapitel

### **Doktor Schwalbe macht die Bekanntschaft des Teufels**

Als der Doktor in dem Coupé Platz genommen und sich bequem in einer Ecke desselben zurecht gesetzt hatte, ließ er seine Blicke unbemerkt über dasselbe streifen, um zu sehen, mit was für Reisegefährten er denn durch den Zufall zusammengeführt worden war. Die angesteckte Laterne verbreitete gerade so viel Licht, um die Personen, in deren Gesellschaft er sich befand, in ziemlich deutlichen Umrissen erkennen zu können. Ihm gegenüber saß eine dicke Dame, die als solche zwar ebenfalls das Recht hatte, sich zu dem »zarten« Geschlecht zu zählen, deren Formen aber keineswegs zart waren, denn sie ließen an Umfang und Ungeschicklichkeit nichts zu wünschen übrig. Das Erste, was sie tat war, dass sie einen großen Henkelkorb hervorholte und vor den Blicken unseres Bekannten einen Vorrat an Lebensmitteln ausbreitete, womit man eine Speisekammer hätte ausfüllen können. Während sie ein großes Stück Butterbrot in den Mund stopfte und diesem ein ebenso großes Stück Wurst nachfolgen ließ und dabei mit ihren Kinnbacken wie eine Sägemaschine arbeitete, glotzte sie Schwalbe fortwährend mit ihren dicken nichtssagenden Augen an und schien mit Bestimmtheit zu erwarten, dass dieser ein Gespräch mit ihr anknüpfen würde. Als sie sich aber darin getäuscht sah, ergriff sie ohne Weiteres selbst die Initiative, und zwar in einem Ton, welcher jede Zurückhaltung ausschloss und erkennen ließ, dass dieses Wurst essende und Kümmel trinkende Naturkind, »Europas übertünchte Höflichkeit« noch nicht kannte.

»Sie müssen nämlich wissen, mein Herr«, begann sie, »dass ich mir auf Reisen niemals an etwas fehlen lasse. Gott sei Dank, ich kann mich über meinen Appetit nicht beklagen, und was ich zu mir nehme, schlägt auch an, wovon Sie sich überzeugen können, wenn Sie einmal meine Arme anfassen wollen. Na, Sie brauchen

sich nicht zu genieren«, fuhr das dicke Naturkind fort, als unser Bekannter zögerte, dieser Einladung nachzukommen, »ich bin nicht so zimperlich, wissen Sie.«

Hier folgte eine kleine Pause, da sie eben einen neuen mächtigen Bissen in den breiten Mund stopfte. Als sie mit dieser Arbeit glücklich zu Ende war, fasste sie plötzlich den dritten Reisegefährten, ein ihr gegenüber sitzendes hageres Männchen ins Auge, welcher eine Flasche in den Händen hielt, die er mit besonderer Sorgfalt zu hüten schien, dabei aber von Zeit zu Zeit seinen Kopf leise auf die Brust herabsinken ließ.

»Kann ich Ihnen dienen?«, fragte sie und hielt ihm dabei die umfangreiche Korbflasche hin.

Als sie keine Antwort erhielt, rief sie: »O Gott bewahre, ich glaube unser Nachbar ist schon eingeschlafen.«

»Es scheint mir auch so«, bemerkte Schwalbe, welchem die Sache jetzt zu amüsieren anfang.

»Na, das ist ja gar nicht erlangt«, sagte der weibliche Tambourmajor, »wenn man reist, so reist man, um sich zu unterhalten, und besonders einer Dame gegenüber verstößt es ja ganz und gar gegen den guten Ton, sich so gleichgültig zu benehmen. Na ich muss ihn nur etwas lebendig machen, denn Unterhaltung geht mir über alles, und wie gesagt, zu was reist man denn.«

Mit diesen Worten streckte die Amazone ohne Weiteres ihren fleischigen Arm aus und kniff den »Nachbar« so heftig in das Knie, als wäre ihre breite rote Hand eine Hummerschere gewesen.

Dieser fuhr erschrocken empor und gleichzeitig rollte die so sorgsam gehütete Flasche auf den Boden.

»Aber Madame!«, rief der Schläfer aus seinem Schlummer emporfahrend.

»Warum schlafen Sie«, sagte diese, »es geschieht Ihnen schon recht, wenn man einer Dame gegenüber sitzt, schläft man nicht!«

»Meine Flasche! ...«

»Na, die wird doch wohl einen Puff vertragen können! Hier

haben Sie dieselbe. Führen Sie Zitrone oder Pomeranze mit sich?«

»Keines von beiden. Sie scheinen aber sehr resolut zu sein.«

Die Amazone brach in ein behagliches Gelächter aus. »Das will ich meinen«, rief sie, »alle Zeit kampfbereit, wie mein seliger Mann sagte, der bei den Dragonern gestanden hat.«

»Sie sind also Witwe?«

»Zu dienen. Nicht wahr, das sieht man mir nicht an? Und Sie?«

»Ich habe noch nicht das Glück gehabt, das Herz eines weiblichen Wesens zu gewinnen«, entgegnete das hagere Männchen mit einem einladenden Augenblinzeln.

»Sie sind vielleicht zu schüchtern. Ich sage Ihnen, zu viele Schüchternheit taugt nichts. Als mein seliger Mann mich kennenlernte ...«

Ein Stoß des rasch dahingleitenden Zuges brachte den Redefluss der dicken Dame ins Stocken und verhinderte sie, die Art und Weise, wie ihr Mann sie näher kennengelernt hatte, weiter auseinanderzusetzen.

Doktor Schwalbe amüsierte sich köstlich, er bereute es nicht, ohne Weiteres ein Billet für die dritte Wagenklasse genommen zu haben, als der Zug bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof abfahren wollte.

Der Hagere in der Ecke schien übrigens die Witwe mit vielversprechenden Augen zu betrachten und sogar den kühnen Griff, welchen sie nach seinem Knie getan hatte, in einem weit milderen Licht, als dies zu Anfang geschehen war, anzusehen. Er akzeptierte sogar den ihm angeborenen Kümmel und reichte die Flasche mit einem sehr aufmunternden Augenblinzeln zurück. Eine ganz neue Idee schien bei ihm aufzutauchen und sichtbar vertiefte er sich immer weiter mit Wohlbehagen in die mehr als kräftigen Formen seines vis-à-vis. Der Wink, den Damen gegenüber nicht so schüchtern zu sein, hatte offenbar geholfen, denn seine eben noch vom Halbschlummer getrübbten Augen erhellten sich immer mehr. Er wurde lebendig und begann nun gegen die

weibliche Boa eine förmliche Rekognoszierung auszuführen.

»Ich bitte um Vergebung, Madame, darf ich fragen, welches Geschäft Sie führen?«

»Oh, ein sehr nobles, mein Herr. Es wirft viel Geld ab.«

Eine tiefe Verbeugung folgte dieser Antwort. »Man sieht es Ihnen aber auch an, dass Sie keine Not leiden«, klang es sehr entgegenkommend.

»Gott sei Dank, ich befinde mich ganz wohl. Nötigenfalls könnte ich auch noch ganz bequem einen Mann ernähren.«

Dieser Wink verfehlte seine Wirkung nicht. Der Magere bekam immer mehr Mut, und die Dicke wurde von ihm in die Flanke genommen.

»Darf ich fragen, was das für ein Geschäft ist, welches Sie betreiben?«

»Du mein Gott«, lachte die Witwe sehr gemütlich, »was sind Sie doch neugierig, Männchen ... Na, ich nehme es Ihnen keineswegs übel«, fügte sie mit einem sehr aufmunternden Lächeln hinzu, »es macht sich oft wunderbar und wissen Sie, schließlich hat der Witwenstand auch seine Schattenseiten.«

»Sehr richtig, Madame«, fiel Schwalbe ein, »und besonders eine solche Hebe wie Sie ...« »Um Vergebung, Therese heiße ich«, lautete die Antwort.

»Therese hieß auch meine erste Liebe«, bemerkte der Magere, indem er dabei zärtlich aufseufzte.

»So haben Sie also doch auch schon geliebt?«

»Oh ja, Madame, ich besitze leider ein zu gefühlvolles Herz.«

»Na, an der Schwäche leide ich auch. Um nun aber wieder aufs Geschäft zu kommen ...«

»Wenn ich bitten darf ... dies interessiert mich sehr.«

»Nun, ich bin Vorsteherin eines Ernährungsinstituts.«

»Sie halten also wohl eine Suppenanstalt?«

»Na, das fehlte noch! Nein, mein Herr, ich halte ein Ammenvermietungsbüro und jetzt eben, verstehen Sie mich, bin ich auf Reisen, um mein Institut wieder zu vervollständigen.«

»Hm, nicht übel«, bemerkte der kleine Mann, »an Kunden fehlt es Ihnen wohl nicht?«

»Oh keineswegs. Die Damen haben mit ihrem Putz so viel zu tun, dass sie sich um ihre Kinder gar nicht mehr kümmern können. Doch um Vergebung, was treiben Sie denn?«

»Ich bin Heilgehilfe«, sagte der Magere mit etwas schüchterner Stimme.

»Ich weiß schon«, rief die Dicke und machte dabei die Bewegung des Schaumschlagens. »Nicht wahr, ich habe es erraten? Oh, davon verstehe ich auch etwas! Als ich noch bei den Dragornern war, musste ich den Rittmeister und den Wachtmeister rasieren, wenn wir uns im Felde befanden.«

Indem die würdige Dame diese Enthüllung machte, vollführte sie zugleich eine Bewegung, als ob sie von einem bekannten kleinen Tierchen inkommodiert würde.

»Was ist denn mit Ihnen?«, fragte der Doktor.

»Es muss mir etwas in den Strumpf geraten sein. Eigentlich sollte man, wenn man reist, immer Insektenpulver mit sich führen.«

Der Magere rückte unruhig hin und her, als ob er ein böses Gewissen hätte.

»Haben wir es noch weit bis zur nächsten Station?«, fragte die Vorsteherin des Ammeninstituts. »Au! ... Das ist ja gar nicht zum Aushalten ... Au! ... Entschuldigen Sie, meine Herren, aber Not kennt kein Gebot.« Und mit liebenswürdiger Offenheit zeigte sie die Farbe ihrer Strumpfbänder und stieß im nächsten Augenblick einen hellen Schrei aus.

»Mein Gott, was haben Sie denn?«, fragte Schwalbe, der sich des Lachens kaum enthalten konnte.

»Was ich habe? So sehen Sie doch!« Gleichzeitig hielt sie zwei dicke schwarze Tiere, die sich vollgesaugt hatten, in die Höhe.

»Meine Blutegel, meine Blutegel!«, rief der Heilgehilfe und griff rasch nach seiner Flasche.

»Richtig, Sie haben die Flasche vorhin zur Erde fallen lassen

und da ist der Pfropfen aufgegangen!«

»Es sind meine besten Blutegel, denn Sie müssen wissen, ich handle mit Blutegeln, Madame. Und was für Proben soll ich jetzt den Apothekern anbieten?«

Die Amazone machte ein grimmiges Gesicht. Bereits schossen Blitze aus ihren Augen und es war anzunehmen, dass das in der Entladung begriffene Gewitter jeden Augenblick den armen Heilgehilfen niederschmettern konnte. Die Katastrophe kam auch sofort zum Ausbruch.

Mit kirschbraunem Antlitz und mit drohend erhobenem Regenschirm rief der ehemalige weibliche Dragoner: »Er spindelbeiniger Bartscherer, Er schwefelholzdürerer Schaumschläger, Er heiratshungriger Hamster, Er soll mir das bezahlen! Einer ehrsamten Witwe in so hinterlistiger Weise Blutegel an die Beine zu setzen! ... Na warte Er, Er Duckmäuser, ich werde ihm einen Denkkettel mit auf den Weg geben, der Ihn von allen Liebesgedanken kurieren soll!«

Zum Glück für den armen Barbier, über dessen Haupt der Regenschirm der Dame wie das Schwert des Damokles schwebte, öffnete der Schaffner in diesem Augenblick die Tür und rief: »Station Grünau!«, welche Gelegenheit der bedrohte Heilgehilfe benutzte, um schleunigst die Flucht zu ergreifen.

»Halt da!«, rief die Witwe, als sie dies bemerkte. »Schaffner, ich mache Sie verantwortlich!«

»Wofür denn, Madame?«

»Für den Herrn, der eben ausgestiegen ist. Er hat mir Blutegel angelegt.«

»Was geht das mich an, Sie hatten ja Zeit genug, sich dies zu verbitten.«

»Herr Doktor«, rief nun die Ammenmutter. Aber Schwalbe war ebenfalls längst verschwunden.

Brummend stieg die Amazone aus und schon zehn Minuten später brauste der Zug weiter.

Unser Bekannter hatte inzwischen die Zeit dazu benutzt, um

sich ein Billet für die zweite Fahrklasse zu lösen. So sehr ihn auch der eben miterlebte Auftritt Spaß gemacht hatte, so fand er es doch geratener, seinen Platz zu wechseln, um allen Eventualitäten ähnlicher Art für die Zukunft aus dem Weg zu gehen. In auffallender Weise begann sich übrigens das Wetter plötzlich zu ändern. Es donnerte und blitzte, der Sturm heulte, und unheimlich schlug der Regen gegen die Scheiben.

Schwalbe fühlte sich recht unbehaglich und dieses Unbehagliche steigerte sich noch durch die Wahrnehmung, dass er wahrscheinlich der alleinige Inhaber des Coupés bleiben würde. Zuletzt stieg aber doch noch ein Herr in einen weiten Mantel gehüllt ein, dessen Kopf eine Perücke bedeckte, deren dichtes lockiges Haar bis auf die halbe Stirn herunterhing. Er grüßte sehr höflich und setzte sich Schwalbe schweigend gegenüber. Weshalb dieses Schweigen unserem Philosophen beängstigend vorkam, wusste er selbst nicht, aber in der ganzen Erscheinung des Fremden lag etwas so Sonderbares und seine Augen funkelten so merkwürdig, dass ihm ganz unheimlich zumute wurde, und er die Augen schloss, um diesen fatalen Eindruck los zu werden. Dabei donnerte es noch stärker und die Blitze zuckten schwefelfarbig durch das dicke Gewölk. So war es doch schließlich unserem Freund sehr angenehm, dass sein neuer Reisegefährte selbst das Schweigen brach. In der Art und Weise, wie dieser ihn anredete, erkannte er sogleich, dass er es mit einem feinen, gebildeten Mann zu tun hatte.

»Wenn zwei Personen auf einer Reife der Zufall zusammenführt«, begann er mit einer artigen Verbeugung, »so wird dadurch der gegenseitige Verkehr ungemein erleichtert, dass man sich offen entgegen tritt. Ich hasse nichts mehr, als dieses steife Zeremoniell und es ist eine alte Wahrheit, dass man sich dadurch um manche angenehme Stunde bringt.«

»Ich stimme Ihnen ganz zu«, entgegnete unser Bekannter ebenso höflich, »und das ist ja gerade die angenehmste Seite des Reisens, dass man jeden Zwang abwirft und sich im Verkehr eine

größere Freiheit als sonst gestattet.«

»Charmant, ich freue mich, dass schon bei dem ersten Gedankenaustausch unsere Ansichten so übereinstimmen. Gestatten Sie, dass ich mich Ihnen vorstelle: Ich bin Baron von Schwefelkorn.«

»Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich bin Doktor Schwalbe.«

»Mediziner oder Philosoph?«

»Philosoph«, bemerkte der Erstere nicht ohne Selbstbewusstsein.

»Da haben Sie sich ein wissenschaftliches Gebiet gewählt«, bemerkte Herr von Schwefelkorn, »welches dem Geist einen freien Spielraum lässt. Ohne anmaßend zu sein, darf ich behaupten, dass ich mich ebenfalls auf dem Feld der Wissenschaften etwas umgesehen habe.«

Schwalbe verneigte sich. »Doppelt angenehm ist mir daher das Zusammentreffen mit Ihnen. Und wunderbar, seitdem Sie hier Platz genommen haben, hat auch das Unwetter aufgehört.«

Der Baron zog eine Grimasse, man konnte nicht unterscheiden, ob sich Spott oder vornehme Gleichgültigkeit dahinter versteckte. Leicht über die Bemerkung seines Reisegefährten hinweggehend, sagte er: »In der Wissenschaft ist es gegenwärtig wie in der Politik, es gibt eine vorwärtsschreitende und eine rückwärtsgehende Partei. Mit welcher halten Sie es, wenn ich fragen darf?«

»Natürlich mit der Fortschrittspartei«, entgegnete unser Bekannter, der bei jeder Gelegenheit gern den Freigeist spielte.

»Sehr schön, dann wird eine Übereinstimmung unserer Ansichten um so leichter zu bewirken sein. Sind sie nicht auch der Meinung, dass unsere Zustände total faul sind?«

»Total faul, es bedarf einer radikalen Kur.«

Baron Schwefelkorn grinste auf eine merkwürdige Weise. »So eine gründliche Revolution, wo alle bestehende Verhältnisse über den Haufen geworfen werden. Meinen Sie nicht auch?«

»Dagegen hätte ich allerdings nichts«, entgegnete Schwalbe im

Völker beglückenden Ton, »nur das einzige Bedenken habe ich, wer baut dieselben dann wieder auf?«

Herr von Schwefelkorn lachte hell auf. »Ich sehe schon, zu welcher Sorte von Fortschrittlern Sie gehören. Ihre Eitelkeit treibt sie an, der Regierung um jeden Preis zu opponieren, wenn es aber zum Handeln kommt, scheuen Sie sich mit anzufassen und rufen den Schutz des Staates an, den Sie noch eben aus seinen Angeln heben wollten.«

»Keineswegs«, antwortete der Doktor etwas verwirrt, »aber jede Sache hat ihre Grenzen und ... und ...«

»Und die Glacéhandschuhe möchten Sie sich auch nicht gern schmutzig machen? ... Alles fein säuberlich, mit Worten tapfer von der Tribüne bombardiert, aber nur ja nicht mit Pflastersteinen auf der Straße! ... Ja, ja, das sind die Herren Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln, die, wenn es zum Äußersten kommt, eine Faust in der Tasche machen und sich schließlich mit einem Protest begnügen.«

»Sie scheinen wirklich ein sehr radikaler Herr zu sein«, bemerkte unser Bekannter, indem er seinen Gesellschafter etwas misstrauisch von der Seite anschielte.

»Nun, nennen Sie es, wie Sie wollen. Je bunter es hergeht, desto lieber ist es mir. Es lässt sich dabei so hübsch im Trüben fischen.«

»Eine eigene Fischerei«, murmelte Schwalbe.

»Oh, lieber Herr, wenn Sie mich erst näher kennenlernen, so werden Sie dies ganz natürlich finden. Dieses Erdenvölkchen liegt sich ewig in den Haaren und *unsereins* zieht daraus den größten Vorteil.«

»*Unsereins*? Mein lieber Baron, Sie tun ja gerade, als wenn Sie in ganz absonderlichen Geschäften reisten.«

»Na, lassen Sie das gut sein«, entgegnete dieser mit einem leichten Lächeln, »hiervon vielleicht später. Als Politiker sind Sie mir etwas antiquiert. Zu den Zukunftspolitikern gehören Sie auf keinen Fall. Aber wie steht es auf dem religiösen Gebiet, viel-

leicht haben Sie dort desto mehr Fortschritte gemacht?«

*Du musst dein Renommee wieder herstellen, dachte Schwalbe, der Mensch behandelt dich ja wie einen Schuljungen.*

Er warf daher den Kopf gewaltig in den Nacken und sagte: »Ja sehen Sie, das fällt unmittelbar in mein Fach, das gehört auf das Gebiet der Philosophie und in solchen Dingen werde ich Ihnen zeigen, dass ich außerordentlich stark bin.«

»Sollte mich sehr freuen. Sie glauben also? ...«

»Was?«

»Sie glauben also, dass ein gewisser Jemand ...«

»Wer?«

»Nun merken Sie denn nicht, wen ich meine?«

»Ah, Sie wollen fragen, ob ich glaube, dass es einen Gott gibt?«

Die Augen des Barons leuchteten so unheimlich auf, dass der Doktor erschrocken fragte:

»Hat es da nicht eben wieder geblitzt?«

»Wohl möglich. Doch beantworten Sie meine Frage.«

»Lieber Herr«, rief Schwalbe, »über diese Kleinigkeit sind alle aufgeklärten Geister schon längst hinweg. Die Menschheit hat sich emanzipiert, nur die Dummen tappen noch im Finstern.«

»Ja sehen Sie, so gefallen Sie mir«, rief Herr von Schwefelkorn, sich behaglich die Hände reibend, »das ist der wahre Geist der Zeit, der sich von allen erbärmlichen Gewissenskrupeln lossagt. Sie meinen also wirklich?«

»Ich reduziere alles auf die großen Gesetze der Natur, die unveränderlich ihren Gang gehen. Ich fühle mich stark genug, um mit allen Vorurteilen zu brechen, für mich gibt es nur eine Religion der Vernunft. Das, was man kirchlichen Glauben nennt, habe ich längst über Bord geworfen. Ich wäre imstande, selbst mit dem Teufel in freundschaftlichen Verkehr zu treten.«

»Wollen Sie das wirklich, mein lieber, teurer Freund?«, rief der Baron von Schwefelkorn ganz erfreut und streckte unserem Bekannten seine Hand entgegen.

Dieser nahm doch Anstand, sofort einzuschlagen, der Fremde

kam ihm, ungeachtet er sich eben als ein so starker Geist gezeigt hatte, plötzlich etwas unheimlich vor. »Sie sind ein scherzhafter Herr«, sagte er ausweichend, »jedenfalls aber macht es mir sehr viel Vergnügen, eine so angenehme Bekanntschaft geknüpft zu haben.«

»Wir werden schon noch vertrauter miteinander werden«, bemerkte Herr von Schwefelkorn und lehnte sich sehr befriedigt in die eine Ecke des Coupés. Nach einer Weile fing er wieder an: »Um Vergebung, hat Ihre Reise einen besonderen Zweck?«

»Einen sehr großen«, bemerkte der Doktor, sich in die Brust werfend.

»Einen materiellen?«

»Nein, einen wissenschaftlichen. Ich beabsichtige psychologische Studien zu machen, um meine gesammelten Erfahrungen dann in einem großen philosophischen Werk niederzulegen.«

»Dabei könnte ich Ihnen vielleicht von vielem Nutzen sein«, meinte der Fremde.

»In der Tat?«

»Allerdings. Ich besitze die Mittel, um Ihnen zu einem sehr reichhaltigen Material zu verhelfen.«

»Wenn Sie das wollten ...«

»Ich biete es Ihnen ja an. Ich habe ausgedehnte Bekanntschaften und bin selbst auf einer Vergnügungsreise begriffen.«

»Ja sehen Sie, an einem solchen Führer fehlt es mir gerade.«

»Nun, ich stelle mich zu Ihrer Disposition. Da biegt der Zug eben in den Bahnhof, unsere Fahrt ist zu Ende. Eine große Stadt wird uns aufnehmen, haben Sie sich bereits für ein Hotel entschieden?«

»Noch nicht. Ich war bisher noch unschlüssig!«

»So kommen Sie mit mir. Ich kehre stets im »feurigen Drachen« ein, der Wirt kennt mich und hat einige Verpflichtungen mir gegenüber.«

»Gut, ich nehme Ihr Anerbieten an.«

»Sie werden es nicht bereuen.«

Der Zug fuhr sehr langsam.

»Kommt es Ihnen nicht auch so vor, als ob es stark nach Schwefel riecht?«, fragte der Doktor.

Der Baron überhörte diese Frage, der Schaffner öffnete das Coupé und behend sprang Herr von Schwefelkorn aus demselben. Unser Bekannter folgte ihm, eine Droschke nahm die beiden Reisenden auf. Eine halbe Stunde später saßen sie sich in einem mit allem Komfort ausgestatteten Zimmer gegenüber und ließen den blauen Dampf ihrer Zigarren in die Luft steigen, während gleichzeitig eine Flasche Rheinwein auf dem Tisch stand.

»Jetzt bin ich doch neugierig, was Sie mir zu eröffnen haben werden«, sagte der Doktor.

»Und ich bin neugierig, ob Sie wirklich der starke Geist sind, für den Sie sich ausgeben.«

»Wieso?«

»Das werden Sie sehr bald erfahren. Einstweilen auf Ihre Gesundheit!«

»Wohl bekomm's!« Die Gläser klirrten und beide Herren leerten dieselben.

»Abscheuliches Getränk«, bemerkte Schwalbe, »das Zeug schmeckt wie Wasser, welches mit Essig vermischt ist.«

»Das könnte ich eben nicht sagen, mir schmeckt der Wein sehr gut.«

»Na hören Sie«, entgegnete Schwalbe lachend, »da müssen Sie aber einen ganz absonderlichen Geschmack haben. Betrachten Sie doch nur die Farbe. Man sieht es ihm ja gleich an, dass er stark *getauft* ist.«

Bei dem Wort *getauft* zog der Fremde eine fürchterliche Grimasse und hustete, als wenn ihm etwas in die unrechte Kehle gekommen wäre.

»Was ist Ihnen denn, Sie sind ja ganz grün und blau im Gesicht geworden?«

»Es geht schon vorüber. Das Getränk schmeckt Ihnen also nicht?«

»Ich habe nie so schlechtes Zeug getrunken.«

»Ei, ei, mein Bester, Sie scheinen sehr verwöhnt. Zeigen Sie doch einmal her.« Der Baron nahm die Flasche und hauchte in dieselbe stark hinein.

»Ha, ha, Sie bilden sich wohl ein, dass er vom Anblasen besser wird?«

»Nun, versuchen Sie einmal, es könnte ja doch wohl möglich sein.«

Herr von Schwefelkorn hatte die Gläser von Neuem bis an den Rand gefüllt. Der Doktor führte sein Glas mit einem ironischen Lächeln an die Lippen. Kaum hatte er aber den ersten Zug getan, als sich sein Gesicht verklärte. Er setzte nicht eher ab, bis er dasselbe bis zum letzten Tropfen geleert hatte.

»Sind Sie ein Hexenmeister«, rief er, »oder hat mich meine Erfahrung vorhin gänzlich verlassen? Das ist ja der köstlichste Nektar, den ich jemals getrunken habe! Welches wunderbare Feuer enthält er, wie strömt es plötzlich entzündend durch meine Adern und ruft alle meine Lebensgeister wach!«

»Sie fühlen sich wohl zu allerhand Streichen aufgelegt?«, fragte der Baron sehr befriedigt.

»Oh, ich könnte mit der ganzen Welt Streit anfangen und zugleich auch die ganze Welt umarmen. Stände mir jetzt ein Gretchen zu Gebote ... den einfältigen Burschen, den Valentin, würde ich auch ohne Weiteres niederstoßen!«

»So gefallen Sie mir«, grinste Herr von Schwefelkorn.

»Lassen Sie sich umarmen, Baron ... kommen Sie ... gestatten Sie es, ich fühle mich unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen!«

Stürmisch war Schwalbe aufgesprungen und drückte seinen neuen Freund fest an die Brust. Als er sich wieder niedersetzte, bemerkte er, dass dessen Perrücke sich etwas verschoben hatte. Zu seinem nicht geringen Befremden gewahrte er auf dessen Stirn zwei kleine Erhöhungen, die ihn wie Ansätze zu ein Paar Hörnern vorkamen.

Unser Bekannter wurde doch stutzig und blickte etwas miss-

trauisch auf seinen Gesellschafter.

»Um Vergebung«, fragte er zögernd, »sind Sie vielleicht verheiratet?«

»Wieso? Sie glauben wohl, dass mir ein kleines Unglück passiert ist?«

»Es wäre ja möglich. Ich bemerkte soeben zwei kleine Hörner an Ihrem Kopf.«

Herr von Schwefelkorn schien sich darüber sehr zu belustigen. »Das ist ein Familienerbstück«, sagte er. »Sie haben doch schon gehört, dass es geschwänzte Menschen gibt?«

»So behaupten allerdings einige Gelehrte, die Sache ist aber doch noch sehr im Unklaren.«

»Keineswegs, es ist Tatsache. Nun sehen Sie, ebenso gibt es auch gehörnte Menschen.«

»So, so«, brummte Schwalbe, und seine Blicke wurden immer misstrauischer, »daher wohl auch Ihr merkwürdiger halb schwarzer, halb olivenfarbiger Teint? ... Wo ist denn Ihr Geburtsland? ... Wohl unter dem Äquator? ... Erlauben Sie doch, dass ich einmal Ihren Schädel untersuche, darüber muss ich meinem Freund Karl Vogt Bericht erstatten. Vielleicht liefert dies einen neuen schlagenden Beweis für seine Affentheorie.«

Schwalbe wollte zugreifen, aber der Fremde zog lachend seinen Kopf zurück und rief: »Sie wollen mich wohl bei den Hörnern fassen? Nein, lassen Sie das nur, ich bin vorsichtig und gehöre nicht zur Klasse der dummen T...«

Der Baron hielt plötzlich inne und der Doktor sah ihn mit einem Blick des Staunens und scheuer Besorgnis an.

Endlich fasste er sich und fragte bedächtig, indem er seinen Stuhl zwei Schritte vom Tisch abrückte: »Um Vergebung, was wollten Sie denn eigentlich mit dem T sagen?«

»Nun, ich habe Ihnen ja vorhin bereits gesagt, dass ich die Stärke Ihres Geistes auf die Probe stellen würde.«

»So sind Sie also wirklich der *T...e...u...f...e...l?*«, stammelte Schwalbe.

»Ihnen zu dienen, da Sie es doch nun einmal erraten haben. Aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten, denn ich gehöre weder zu den ungeschickten, noch zu den boshafte[n], noch zu den dummen, sondern zu den gutmütigen Teufeln.«

*Wer weiß*, dachte unser Bekannter und wollte schon das Kreuz schlagen. Aber noch zur rechten Zeit erinnerte er sich, dass sich dies für einen Mann der modernen Aufklärung nicht schicke. Schließlich streifte er wie ein Held alle Furcht ab und dachte: *Ei was, die wahre Philosophie besteht darin, dass man sich selbst vor dem Teufel nicht fürchtet!*

Er rückte daher wieder näher, blickte Herrn von Schwefelkorn fest ins Gesicht und sagte:

»Sie sehen, dass ich vor Ihnen nicht die geringste Angst habe. Was Faust vermochte, kann ich auch!«

»Sie brauchen sich auch keineswegs Besorgnissen hinzugeben«, merkte der Baron lachend an, »seitdem ich erfahren habe, dass Sie so ein Stück deutscher Gelehrter sind, dürfen Sie vor mir selbst dann sicher sein, wenn ich wirklich Lust gehabt hätte, Ihnen ein klein wenig das Genick umzudrehen.«

»Darf ich Euer durchlauchtigste höllische Majestät hierüber in aller Untertänigkeit um eine nähere Erklärung bitten?«, fragte der große Philosoph mit der Geschmeidigkeit eines Hofmannes.

»Vor allem bleiben Sie mir mit Ihren Titeln vom Leibe. Ich reise inkognito, merken Sie sich das.«

»Zu Befehl, Durchlaucht.«

»Schwalbe«, rief der Teufel lachend auf, »Sie sind doch ein nährischer Kauz, aber ich habe Sie lieb gewonnen. Trinken Sie ... So ist es recht! ... Na, was wollen Sie denn wissen?«

Unser Bekannter, welchem beim Genuss dieses Weines vollends alle Furcht schwand, sagte: »Sie äußerten vorhin, dass Sie mich als deutscher Gelehrter da unten (Schwalbe begleitete diese Worte mit einer entsprechenden Gebärde) nicht brauchen könnten.«

»Das ist auch ganz richtig. So ein deutscher Gelehrter würde

selbst in der Hölle keine Ruhe halten. Er würde sogar dort noch seine Weisheit zum Besten geben und jedenfalls das letzte Wort zu behalten suchen.«

»Na, nehmen Sie mir's nicht übel«, rief unser Bekannter, den der Wein immer dreister machte, »da spricht der reine Neid aus Ihnen. Doch genug hiervon. Sie wollen mir also wirklich nicht den Hals umdrehen?«

»Es fällt mir nicht im Entferntesten ein, ich begnüge mich einfach mit Ihrer Freundschaft.«

»Ohne einen Pakt mit mir zu machen?«

Herr von Schwefelkorn zuckte mitleidig mit den Achseln.

»Sie wollen ein Freigeist sein und jetzt, wo Sie sich mir gegenüber befinden, zeigen Sie eine jämmerliche Furcht.«

»Na, ganz kann man die Vorsicht doch nicht außer Acht lassen.«

»Ich habe Ihnen ja schon gesagt, dass ich nicht in Geschäften, sondern zum Vergnügen reise. Sie gefallen mir und so will ich Ihr Führer sein und hoffe Ihnen als solcher gute Dienste leisten zu können. Sie sollen sehen, dass Heuchelei die Welt regiert und dass die Menschen, wenn sie sich unbeachtet glauben, etwas ganz anderes sind, als sie gern scheinen möchten.«

Schwalbe, obgleich nur Titulardoktor und nicht einmal Privatdozent, fühlte doch plötzlich den allen deutschen Gelehrten innewohnenden Trieb im erneuerten Maße erwachen, für die Wissenschaft alles zu wagen und scheute daher zu diesem Zweck selbst vor einer näheren Berührung mit dem Teufel nicht zurück. Er betrachtete sich denselben nun ruhiger und fand, dass er eigentlich eine keineswegs Furcht einflößende Erscheinung sei. Ja, als Physiologe wollte er sogar ganz bestimmte Merkmale herausfinden, aus welchen unzweifelhaft zu erkennen sei, dass sein neuer Bekannter wirklich zur Klasse der gutmütigen Teufel gehöre. Er teilte solches Herrn von Schwefelkorn mit.

Dieser bemerkte mit einem leichten Lächeln: »Ja, ja, so seid ihr Menschenkinder! Erst zeigt ihr euch zaghaft, ist aber nur der ers-

te Schritt auf der Bahn getan, den ihr Sünde nennt, dann schreitet ihr unverdrossen weiter und lauft uns mit offenen Augen in die Arme.«

»Na, Sie haben mir ja versprochen, mich nicht in Versuchung zu führen«, entgegnete unser Philosoph, »und hierauf verlasse ich mich mit Bestimmtheit.«

»Das dürfen Sie auch, Sie haben nichts von mir zu befürchten.«

»Nur eins erregt mir noch Bedenken«, fuhr unser Bekannter fort, »mit dem verdächtigen Teint, mit den kleinen Hörnern auf der Stirn und mit dem Klumpfuß können Sie doch unmöglich mit mir in Gesellschaft erscheinen, ohne sogleich erkannt zu werden.«

»Alles dies wird sich bis morgen vollständig geändert haben«, bemerkte der Baron. »Ich besitze die Mittel, die Gestalt jedes beliebigen Menschen anzunehmen, seine Stimme nachzuahmen, und seine Manieren so täuschend nachzumachen, dass mich jeder für den hält, welchen ich vorstellen will. Ich kann auch mich und andere unsichtbar machen und bin imstande, jeder Person durch bloßes Anhauchen Gedanken einzufloßen und sie zu Handlungen zu verleiten, wie diese gerade im Augenblick meinen Zwecken entsprechen. Übrigens«, fuhr Herr von Schwefelkorn fort, »war meine Abreise von zu Hause etwas eilig. Daher kommt es, dass meine Umwandlung noch nicht vollständig durchgeführt ist. Aber wie gesagt, bis morgen wird dieselbe vollendet sein, und was die Hörner anbelangt, so ist das eine leichte Mühe dieselben fortzubringen. Meine Großmutter hat mir zu diesem Zweck eine Salbe mitgegeben, welche noch weit besser wirkt, wie der Jakobsche Königstrank.«

Doktor Schwalbe hatte aufmerksam zugehört, aber auch dabei das Trinken nicht vergessen. Je mehr er von dem köstlichen Wein schlürfte, desto mehr fühlte er sich angeregt und um so leichter setzte er sich über alle Bedenken, die sich bisher bei ihm noch hier und da geregt hatten, hinweg. Bald sprang er auf und sang tanzend:

»Ich habe meine Rechnung auf Nichts gestellt«

bald stieß er wieder mit dem Baron an und kreischte:

»Lustig gelebt und selig gestorben,  
hat dem Teufel die Rechnung verdorben!«

worüber dieser laut auflachte, bis endlich eine Ruhepause eintrat und der Doktor wieder einigermaßen zur Besinnung kam.

Zum Schlafengehen hatte er aber noch nicht die geringste Lust. Indem er sich eine zweite Zigarre ansteckte, fing er an, seinem neuen Bekannten verschiedene Fragen vorzulegen.

»Erlauben Sie doch gütigst«, begann er, »jedenfalls wird Ihnen eine Mixtur bekannt sein, die man in jeder Apotheke unter dem Namen *asa foetida* bekommen kann?«

»Ja«, lachte Herr von Schwefelkorn, »ich weiß schon, was Sie damit sagen wollen. Wegen ihres penetranten Geruchs nennt man sie *Teufelskot*, eine kleine erbärmliche Beleidigung, über die ich mit Erhabenheit hinwegsehe und welche die Menschen aus Rache erdacht haben, weil ich und meine Kollegen ihnen angeblich auf Schritt und Tritt nachstellen, während sie sich doch in Wahrheit uns bei jeder Gelegenheit freiwillig überliefern. Riechen Sie übrigens etwas an mir, was an *asa foetida* erinnert?«

»Durchaus nicht«, sagte Schwalbe, »das Kompliment muss ich Ihnen machen, dass Sie mir wie ein vollkommener Gentleman vorkommen. Sie könnten mit Anstand in jedem Salon erscheinen. Da wir nun so vertraut miteinander geworden sind«, fuhr er fort, »so erlauben Sie mir wohl eine weitere Frage. Kennen Sie vielleicht zufällig einen gewissen Herrn Mephistopheles?«

»Ganz gut«, lautete die Antwort, »er ist sogar mit mir nahe verwandt, denn seine Großmutter und meine Großmutter waren Schwestern.«

»So, so«, sagte Schwalbe nachdenkend, »ich kenne denselben nur aus einem Goetheschen Stück, wo er den armen Faust schrecklich mitnimmt.«

»Er war lange Zeit *commis voyageur* hier auf Erden und hat als solcher unserem großen Geschäftshaus Beelzebub & Comp.

manche guten Dienste geleistet. Faust war übrigens ein Träumer, ein sentimentaler Narr, der in seiner Weisheit alles zu erfassen glaubte und den schließlich darüber - um mich eines trivialen Ausdrucks zu bedienen - der Teufel holte.«

»Wir legen dies anders aus«, bemerkte Schwalbe, »wir erblicken in Faust ein warnendes Beispiel. Den Beweis, dass der Mensch ungeachtet des tiefsten Forschens und der größten Gelehrsamkeit untergeht, wenn ihm der moralische Halt fehlt und ihn die Leidenschaften beherrschen.«

»Nach Ihren menschlichen Begriffen mag dies richtig sein«, erwiderte der Teufel, »wir geben dem aber in praktischer Weise und nach den Erfahrungen, die uns zur Seite stehen, keine solche Deutung. Wir kennen die Menschen, wir wissen, dass die Leidenschaften in ihrer Brust nie ruhen, sondern nur schlummern und dass, wenn dieselben in geschickter Weise geweckt werden, dieselben schließlich Verstand, Moral und Gelehrsamkeit über den Haufen werfen. Was nun aber diesen Mephistopheles anbelangt, so war eigentlich niemals viel an ihm. Ihr Goethe hat ihn erst zu einiger Berühmtheit gebracht, aber trotzdem bleibt er doch immer ein plumper ungehobelter Geselle. Schon dass er sich als Pudel bei dem Doktor Faust einführte, beweist, dass er von sich selbst nicht viel hielt. Was hat er übrigens auch getan? Im Auerbachschen Keller fängt er Schlägerei an, dem ehrlichen Valentin, der die Ehre seiner Schwester retten will, rennt er die Klinge durch den Leib, das simple Gretchen, ein kleines eitles, unwissendes Ding, das sich durch die gewöhnlichsten Redensarten kirren und durch ein paar Geschenke ins Netz treiben lässt, verführt er mithilfe einer alten Kupplerin. Steckt darin nun Geist? Wahrlich wäre Herr von Goethe nicht selbst so gestreich gewesen und hätte er durch sein Genie nicht erst etwas aus Mephistopheles gemacht, dieser selbst würde es in seinem Leben zu nichts anderem als zu einem ganz gewöhnlichen Rabulisten und zu einem Verführer gebracht haben, wie man dieselben heutzutage Dutzendweise hinter dem Ladentisch findet.«

Auf diese Weise führte der Doktor mir Herrn von Schwefelkorn, dessen eigentlichen Charakter die Leser nunmehr kennen, noch manches interessante und belehrende Gespräch. Allmählich schwand immer mehr das Grauen und die Furcht, welche er gehegt, seitdem derselbe über sich selbst so überraschende Enthüllungen gemacht hatte. Zuletzt fielen ihm aber doch, nach dem reichlich genossenen Wein, die Augen zu und der Sandmann stellte sich ein. Er nickte nur noch mechanisch mit dem Kopf, wenn sein neuer Bekannter eine Frage an ihn richtete, oder murmelte nur halb verständlich etwas vor sich hin, sodass der Baron es schließlich für das Angemessenste hielt, zum Schlafengehen zu mahnen.

»Ihre menschliche Natur macht sich bei Ihnen geltend, mein verehrter Freund«, begann er, »und der Wein, den ich Ihnen reichte, war doch etwas zu stark für Sie. Ich schlage daher vor, dass wir uns zu Bett begeben. Sie dürfen ganz ruhig sein«, fügte er hinzu, als er bemerkte, dass Schwalbe, der sich inzwischen wieder etwas ermuntert hatte, zögerte und ihn von Neuem zweifelhaft ansah. »Sie haben nichts von mir zu fürchten, ich hege nicht die geringsten böswilligen Absichten. Im Gegenteil fühle ich mich in merkwürdiger Weise zu Ihnen hingezogen. Und da ich lediglich zu dem Zweck einen Besuch auf der Erde gemacht habe, um mich zu amüsieren, so dürfen Sie sich ganz harmlos in meiner Gesellschaft bewegen.«

»Können Sie mir dies nicht vielleicht noch durch einen feierlichen Eid bekräftigen«, fragte Schwalbe. »Sicher ist sicher und ...«

»Nun, so schwöre ich Ihnen denn bei Schwanz und Pferdefuß, dass Sie mir vollkommen vertrauen können«, sagte Schwefelkorn lachend. »Und nun gute Nacht, mein werter Freund, morgen beim Frühstück sehen wir uns wieder.«

Er verschwand im Nebenzimmer, während der Doktor sich ebenfalls langsam auszukleiden begann. »Vorsicht kann nicht schaden«, murmelte er und öffnete ein Reisekästchen, aus welchem er zwei kleine, sorgfältig in Baumwolle gewickelte Gegen-

stände hervorholte. »Dies«, sagte er, »ist ein Zahn des heiligen Loyola, er ist zwar bereits ziemlich hohl, aber dennoch denke ich, wird er seine Wirkung nicht verfehlen. Hier habe ich einen Splitter vom Tintenfass des Doktors Martin Luther, mit welchem er, als er sich auf der Wartburg befand, nach dem Teufel warf. Den Zahn stecke ich in das rechte, den Splitter in das linke Ohr. Hilft das eine nicht, so hilft voraussichtlich das andere. So bin ich jedenfalls vor dem Hals umdrehen sicher.«

Auf diese Weise vollkommen beruhigt, begab sich unser Bekannter zu Bett, zum Überfluss legte er auch noch den Dolch mit dem Kreuzgriff, welchen er auf die Reise mitgenommen hatte, auf seine Brust. Die beruhigende Wirkung dieser Amulette gab sich denn auch bald durch ein lautes Schnarchen kund. Als Schwalbe am folgenden Tag erwachte, war nicht allein jede Furcht vor dem Teufel bei ihm verschwunden, sondern die Saat der Freundschaft für denselben war auch bei ihm während der Nacht so mächtig emporgeschossen, dass er von seinem Lager aufspringend, diesem mit heller Stimme zurief: »Guten Morgen, Baron, sind Sie schon angekleidet?«

»Jawohl, jawohl«, antwortete dieser in ebenso guter Laune, »beeilen Sie sich etwas, der Kaffee steht bereits auf dem Tisch und ich verlange hinterher, Ihnen die Hand zu drücken.«

\*\*\*

## Drittes Kapitel

### Faust und Gretchen

Der Doktor war ganz erstaunt, als er dem Baron entgegentrat. Dieser hatte sich in einen Herrn von etwa fünfzig Jahren verwandelt, dessen ruhige anständige Haltung vollkommen mit seiner zwar einfachen, aber trotz der sehr gewählten Toilette übereinstimmte, die sein Äußeres sehr vorteilhaft hervorhob. Sein Kinn war glatt rasiert, ein schwarzer, bereits mit etwas grau vermischter Backenbart lief in Hufeisenform nach seinen Mundwinkeln aus. Schneeweiße, feine Wäsche und zierliche Lackstiefeletten erhöhten noch die Eleganz seines Äußeren. Nur das hatte unser Bekannter an ihm auszusetzen, dass er mit Gold und Preziosen zu überladen war. Fast an jedem Finger steckte ein kostbarer Ring und besonders zog ein Karfunkel seine Aufmerksamkeit auf sich, dessen blendender Glanz für ein menschliches Auge fast unerträglich war. Eine Diamantnadel, deren Wert Schwalbe nach Taufenden abschätzte, zierte seinen Busenstreif und eine schwere goldene Uhrkette wurde über seiner Weste sichtbar.

»Ich mache Ihnen mein Kompliment«, rief unser Bekannter durch den Anblick, der sich ihm darbot, überrascht, »Sie verstehen es wahrhaft Toilette zu machen. Aber eins habe ich dabei doch zu tadeln.«

»Ich weiß schon, was das ist«, bemerkte der Baron lachend, »Sie meinen, weil ich förmlich den Inhalt eines Juwelierladens an mir trage?«

»Allerdings. Eine solche Schaustellung scheint mir doch etwas übertrieben und ist wohl bei wahrhaft feinen Leuten nicht mehr Mode.«

»Ganz recht, indessen für den Zweck, welchen ich im Auge halte, ist sie notwendig. Ohne diese Ringe, ohne diese schwere Kette, ohne diese Brillanten würde ich bei den Leuten, denen ich Sie vorzustellen gedenke, bedeutend im Wert sinken.«

»Sie wollen mich also in irgendeiner Familie einführen?«

»Allerdings. Wie Sie mich hier sehen, bin ich der Chef eines der bedeutendsten Häuser in Hamburg und Sie sollen mein Neffe sein.«

»Sehr verbunden.«

»Herr Pilz, dem ich im Begriff bin, meine Visite abzustatten, repräsentiert ebenfalls einen bedeutenden Namen in der kaufmännischen Welt. Ich bin sein langjähriger Geschäftsfreund, und da wir uns persönlich noch niemals gesehen haben, so verfehle ich natürlich nicht, jetzt, wo ich mich längere Zeit hier aufhalten werde, seine Bekanntschaft zu machen.«

»Aber wenn er inzwischen Briefe aus Hamburg erhält ... die Täuschung kann doch unmöglich lange währen.«

Der Baron lachte. »Ich diktiere den Leuten dort, was sie schreiben sollen gleichzeitig in die Feder. Zum Beispiel: ›Bei der Abwesenheit unseres Chefs, von der Sie bereits unterrichtet sein werden ...‹ oder ›Alles Übrige auf mündlichem Wege, wozu sich zu unserer Freude bald die Gelegenheit bieten dürfte ...‹ Das sind nur kleine Mittel«, fuhr Herr von Schwefelkorn fort, »nötigenfalls stehen mir noch ganz andere zu Gebote. Doch genug, unter meiner Mitwirkung wird sich in dem Hause, in welches ich Sie einzuführen gedenke, eine kleine Komödie abspielen, die auch Ihnen, wie ich hoffe, Vergnügen machen dürfte. Was wollen Sie, mein Lieber«, sprach Herr von Schwefelkorn mit einem Lächeln, in dem er sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnte. »Man muss sich so gut wie möglich die Zeit zu vertreiben suchen.«

»Und wenn nun der Chef jenes Hamburger Hauses doch später einmal hier eintrifft?«, fragte Schwalbe.

»Das könnte uns beiden am Ende dann ganz gleichgültig sein«, erwiderte der Baron, »denn bis dahin werden wir uns wohl schon längst einen anderen Schauplatz für unsere Taten ausgesucht haben. Aber auch das wird nicht geschehen, denn jener Hamburger Kaufmann befindet sich binnen sechs Monaten nicht

mehr unter den Lebenden und so kann die eigentliche Wahrheit nie an den Tag kommen, besonders da die Familie, mit der ich Sie bekannt machen werde, durchaus keine Lust empfinden wird, auf gewisse Tatsachen zurückzukommen, von denen wir Zeugen gewesen sind.«

»Aber noch weiß ich immer nicht, was Sie eigentlich vorhaben?«

»Das sollen Sie auch nicht, das Interesse würde für Sie dadurch nur abgeschwächt werden. Befinden wir uns erst mitten in der Aktion, so werden wir Bravo rufen, oder zischen, je nachdem es uns gefällt. Machen Sie sich übrigens nicht zu große Erwartungen. Es ist eben ein Stück, wie es im Leben sehr häufig gespielt wird und wobei ich oder einer meiner Kollegen die Karten mischen, ohne dass dieses selbstsüchtige, eitle, kurzsichtige Völkchen, welches sich hier auf der Erde bewegt, etwas davon merkt.«

»Nun, etwas muss ich mich aber doch auf meine neue Rolle als Ihr Neffe vorbereiten.«

»So hören Sie. Der Herr, welchen ich eben im Begriff bin, meine Visite zu machen, heißt wie gesagt Pilz. Einen bezeichnenderen Namen hätte ihm der Zufall nicht geben können, denn er ist ein wahrer Glückspilz, welchem, trotz seiner geistigen Beschränktheit, bisher alles, was er anfang, über Erwarten gelang, und der sich auf diese Weise ein großes Vermögen gesammelt hat. Bei jedem Mangel an wirklicher feiner Bildung besitzt er doch einen oft bis ins Lächerliche gehenden Eigendünkel. Und wie alle diese Art von Emporkömmlingen treibt ihn seine Eitelkeit und sein Hochmut dazu an, eine Rolle in der Welt zu spielen. Er gibt große Gesellschaften, aber diese Gesellschaften bestehen vielfach aus sehr gemischten Elementen. Die Personen, welche seinen Hofstaat bilden, sind Herumlungerer, die sich hauptsächlich deshalb bei ihm einfinden, um sich an seiner wohlbesetzten Tafel satt zu essen. Vor seiner Frau, die aus einer Professorenfamilie stammt und eine gewisse gelehrte Bildung genos-

sen hat, besitzt er einen gewaltigen Respekt. Seine Tochter verzieht er, indem er alle ihre Wünsche befriedigt. Und diese junge Dame wusste es denn auch glücklich durchzusetzen, dass sie sich fast selbst überlassen blieb. Mehr halte ich nicht für nötig, Ihnen zu sagen. Das Übrige werden Sie selbst herausfinden, wenn Sie erst die Bekanntschaft der Familie Pilz gemacht haben.«

»Wird dies bald geschehen?«

»Wahrscheinlich schon morgen.«

»Unter welchem Namen beabsichtigen Sie denn sich einzuführen?«

»Ich heiße von jetzt an Berthold und Sie, als mein Neffe, ebenso. Nun, lieber Freund, lassen Sie sich inzwischen die Zeit nicht lang werden. Es ist zwölf Uhr und ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren, um meinen Besuch zu machen.«

Herr von Schwefelkorn erhob sich und wollte sich entfernen, doch sich besinnend blieb er noch einen Augenblick stehen und sagte: »Es könnte vorkommen, dass ich bei den verschiedenen Gestalten, welche ich genötigt sein dürfte, anzunehmen, selbst von Ihnen nicht immer erkannt werden möchte. In einem solchen Fall blicken Sie nur auf meinen kleinen Finger an der linken Hand. Erblicken Sie dann den Rubin an demselben, so wissen Sie, dass ich bei Ihnen bin.«

»Das Feuer dieses Steins ist so blendend«, bemerkte der Doktor, »dass man denselben nicht eine Minute betrachten kann, ohne fast zu erblinden.«

»Es ist auch ein altes Familienerbstück«, erwiderte der Baron mit Genugtuung, »ein Geschenk meiner Großmutter ... Sie haben vielleicht von ihr gehört, denn hier auf Erden gelangte sie schon als ›Hexe von Endor‹ zu hoher Berühmtheit.«

»Soviel ich mich entsinne, geschieht der alten würdigen Dame in mehreren gelehrten Werken des Mittelalters Erwähnung«, lautete die Antwort unseres Bekannten.

»Ganz richtig. Doch ich plaudere hier, während ich schon

längst fort sein müsste. Auf Wiedersehen also, mein Verehrter, lassen Sie sich die Zeit inzwischen nicht lang werden.«

*Es ist doch sonderbar, dachte Schwalbe, als er allein war und sinnend im Zimmer auf und ab schritt. Wie leicht sich der Mensch in neue Verhältnisse zu finden vermag. Gestern lief mir noch eine Gänsehaut über den Rücken, als ich hörte, wessen Geistes Kind mein neuer Bekannter ist. Und heute drücke ich ihm schon ganz vertraulich die Hand und habe nichts dagegen, dass er mich zu seinem Neffen macht. Daraus schließe ich, von meinem philosophischen Standpunkt aus, dass uns selbst doch ein recht hübsches Stück diabolischer Natur eigen sein muss. Nun, vorsichtig will ich aber doch sein. So wie ich etwas merke, was mir verdächtig vorkommt, ziehe ich mich von dem Herrn zurück.*

Nach dieser weisen Bemerkung setzte sich der Doktor hin und schrieb einen langen Brief an seinen Freund Gottlieb.

*»Ich habe die Bekanntschaft eines sehr vornehmen und sehr einflussreichen Herrn gemacht, mein lieber Gottlieb«, hieß es an der einen Stelle. »Allerdings hat es ein so starker philosophischer Geist wie der meine dazugehört, um mich dabei über verschiedene Bedenken hinwegzusetzen. Indessen, Gott sei Dank, leben wir ja in einem Zeitalter, wo wir mit den alten Traditionen bereits gründlich gebrochen haben und die Ära einer bodenlosen luftigen Zukunft die Errungenschaft ist, aus welcher wir nunmehr unsere gesamte dogmatische Weisheit schöpfen ... Lieber Gottlieb! Ich habe einen so köstlichen, Feuer spendenden Wein getrunken, dass ich im Interesse deiner selbst wünsche, er möge deine Lippen nie benetzen, wenn du als Kustos des Hauses der verführerischen Phöbe noch in später Abendstunde gegenübersitzt. Hüte dich, Gottlieb, denn ich weiß jetzt ganz genau, durch welche Mittel selbst der Beste dem T... (diesen Buchstaben strich der Doktor wieder sehr sorgfältig aus) der Sünde wollte ich sagen, in die Arme geführt werden kann. Beherzige dies, mein alter Junge und vergiss nicht, dass Phöbe ein Muster von Tugend und Unschuld ist, wodurch also deine Sünde nur eine um so größere werden würde.*

*Dein treuer Freund Peter Schwalbe.«*

Nach dieser Epistel faltete unser Bekannter den Brief sehr befriedigt zusammen, steckte ihn in ein Couvert und trug ihn selbst

zur Post.

*Bin ich schwach genug gewesen, mich mit dem Teufel einzulassen, dachte er, so will ich doch wenigstens anderen Moral predigen. Auf diese Weise ist schon mancher in den Geruch der Heiligkeit gelangt. Und da die Dummheit nie Aussicht hat, in der Welt auszusterben, so werden sich auch immer Leute genug finden, denen man eine Handvoll Sand in die Augen streuen kann.*

»Bravo, mein lieber Freund«, sagte eine Stimme dicht hinter ihm, und zugleich schob Herr von Schwefelkorn seinen Arm unter den von Peter.

»Wie«, rief Schwalbe doch etwas erschrocken, »Sie vermögen also sogar meine Gedanken zu erraten?«

»Nichts leichter als das. Bemühen Sie sich daher stets, mir mit Wahrheit entgegenzutreten, damit das Vertrauen zwischen uns nie erschüttert wird.«

»Ihre Visite ist also schon abgemacht?«

»Allerdings, und gleichzeitig habe ich auch eine Karte für Sie abgegeben.«

»Aber was fangen wir jetzt an? Wir haben noch zwei Stunden Zeit, ehe das Diner beginnt.«

»Lassen Sie uns ein wenig durch die Straßen flanieren. Vielleicht stößt uns etwas auf, was zu irgendeiner Teufelei Veranlassung gibt.«

Der Doktor sah seinen Gesellschafter sehr verwundert an.

»Na«, sagte dieser lachend, »so genau wäge ich meine Ausdrücke nicht ab. Ich bin ein toleranter Geselle und in meiner Offenheit spreche ich manchmal, wie mir gerade der Schnabel gewachsen ist. Lassen Sie uns zunächst hier an den Bilderladen treten.«

Dies geschah.

»Betrachten Sie sich einmal jenen Herrn«, flüsterte Schwefelkorn.

»Den kleinen Dicken dort, welcher mit der Brille auf der Nase die Bilder mit der Miene eines Kunstkenners mustert?«

»Allerdings. Trotzdem hat er aber ganz etwas anderes auf dem Korn.«

»Was denn?«

»Bemerken Sie nicht die Brünette, welche neben ihm steht?«

»Ein paar verdammt verführerische Augen.«

»Und der Herr?«

»Er ist aus einer kleinen Provinzialstadt. Als er abreiste, umarmte er sehr zärtlich seine Frau und sagte, sie habe keinen Begriff, wie schwer ihm die Trennung von ihr werde.«

»Und jetzt? ... Er schielt immer verliebter zu seiner Nachbarin.«

»Und diese lächelt ihm immer verführerischer zu.«

»Bemerken Sie auch den Burschen, welcher sich so dicht an ihn herandrängt?«, fragte der Baron.

»Allerdings. Er scheint ebenfalls die Bilder mit großem Interesse zu betrachten.«

»Aber er tauscht auch mit der Brünetten heimlich einen bedeutungsvollen Blick aus.«

»Wahrhaftig. ... Was geschieht nun weiter?«

»Der Herr aus der Provinz blinzelt eben sehr verliebt mit den Augen und flüstert ›Mein süßes Kind‹ ...«

»Und das süße Kind?«

»Lächelt noch entgegenkommender und blickt ihn noch verlockender an.«

»Was tut denn aber der andere?«

»Er drängt sich jetzt näher an den Dicken.«

»Und dieser?«

»Fragt eben die Dame, ob Sie erlaube, dass er sie einige Schritte begleite.«

»Ha, was ist das?«, rief Schwalbe plötzlich leise.

»Etwas, das ich schon längst vorausgesehen habe«, erwiderte kichernd der Baron. »Sehen Sie denn nicht, dass der Provinziale nur noch Augen und Ohr für die Sirene besitzt? Inzwischen hat sein Nachbar, welcher mit derselben unter einer Decke steckt, dies benutzt, um ihm unbemerkt das Portefeuille aus der Tasche

zu ziehen.«

»Man muss ihn darauf aufmerksam machen«, flüsterte der Doktor.

»Verderben Sie mir nicht den Spaß«, gab Schwefelkorn zurück.  
»Hören Sie nur.«

»Sie irren, ich nehme keine Begleitung an«, sagte die Brünette und warf beleidigt den Kopf zurück. Einige Umstehende lachten boshaft. Der kleine Dicke wurde verlegen und entfernte sich möglichst schnell vom Schauplatz seiner Taten.

»Das ist mein Werk«, flüsterte der Baron. »Der wird schöne Augen machen, wenn er in den Gasthof zurückkehrt und sein Portefeuille vermisst.«

»Aber es ist doch unrecht ...«, warf Schwalbe ein.

»Im Gegenteil, es geschieht ihm ganz recht«, spöttelte der Baron. »Heuchlerisch drückte er seine Frau ans Herz und tat Wunder, wie schwer ihm der Abschied von ihr würde, während ihm doch schon der Schelm im Nacken saß und er sich bereits vorgenommen hatte, so eine recht lustige ausgelassene Woche in der Residenz zu verleben. Jetzt mag er sehen, wie er fertig wird, wenn er Rechenschaft über das fehlende Geld geben soll. Denn eine liebe Nachbarin hat inzwischen der zurückgebliebenen Frau ein Bild darüber entworfen, auf welche Weise sich die beurlaubten Ehemänner in der Hauptstadt amüsieren. Und jetzt glaubt sie ihm nicht mehr, so hoch und teuer er auch seine Unschuld beschwört. Ha, ha, das wird eine schöne Gardinenpredigt geben!«

Während beide Herren weiterliefen, schüttelte der Doktor noch immer einigermaßen missbilligend den Kopf.

»Lieber Freund«, rief sein Begleiter, »trotz Ihrer Philosophie scheinen Sie mir doch noch sehr kurzsichtig zu sein. In jeder Sache steckt eine gewisse Moral und auch der Dicke wird die Lehre, welche er erhalten hat, zeit seines Lebens nicht vergessen. Mit solchen Sentimentalitäten bleiben Sie mir vom Leibe. Wenn Sie etwas in meiner Gesellschaft lernen wollen, müssen Sie sich von

ihrem alten wackligen Standpunkt lossagen.«

»Sie haben recht«, bemerkte Schwalbe, »als Philosoph habe ich gefehlt. Na, lassen Sie es nur gut sein, ich besitze den besten Willen und ein anderes Mal sollen Sie zufriedener mit mir sein.«

Inzwischen kehrten die beiden Spaziergänger zum »feurigen Drachen« zurück. Der Kellner überreichte zwei Karten und meldete, dass Herr Pilz vor einer halben Stunde vorgefahren sei und diese zurückgelassen habe. Es war eine Einladung für Herrn Berthold und Neffen, für morgen zum Diner.

»Ich führe Sie jetzt ins Leben ein«, bemerkte der falsche Herr von Schwefelkorn, »und Sie können sich immer auf die Abspulung eines längeren Familienromans gefasst machen. Ihre Gedanken und Handlungen gehören nunmehr mir an, das heißt, ich hauche sie Ihnen ein, denn in mancher Beziehung bleibt Ihr Menschen ewig Kinder und man muss Euch fortwährend am Gängelband führen, damit Ihr nicht stolpert und Euch durch Eure Ungeschicklichkeit verrätet. Ihr dünkt Euch zwar gewaltig klug, aber dies redet Euch Eure Eitelkeit ein. Und wenn man Euch bei Euren Fehlern und Schwächen erfasst, ist es mit Eurer Weisheit vorbei und ihr rennt blind in die Netze, welche von mir und meinen Kollegen ausgespannt werden.«

»Aber der moralische Halt?«, wagte Schwalbe schüchtern einzuwerfen.

»Für Euren moralischen Halt gebe ich nicht so viel«, rief Berthold (wir nennen ihn von nun an bei seinem neuen Namen) wegwerfend, und schlug dabei ein Schnippchen. »Es geht, wie gesagt, alles gut, solange Ihr auf dem ebenen Weg des Lebens dahinrollt. Kommt aber einmal ein Hindernis, dann verliert Ihr den Kopf. Die mit so viel Mühe und häufig mit so vielen Kosten aufrechterhaltene Würde geht verloren, es entschlüpfen Euch die Stelzen, auf denen Ihr Euch mit so vieler Anstrengung bewegt, unter den Füßen und dann wälzt Ihr Euch im Staub und klagt das Schicksal an, während Ihr doch selbst Euer Schicksal nicht zu bestimmen verstehtet.«

»Erlauben Sie«, entgegnete der Doktor, »im Interesse der Wissenschaft, welche durch das von mir herauszugebende Werk um ein Bedeutendes gefördert werden soll, habe ich mich Ihnen zwar für einige Zeit angeschlossen, aber deswegen bin ich doch nicht geneigt, meine selbstständige Meinung ganz aufzugeben. Das Edle und Gute, was im Menschen lebt, vermögen Sie von Ihrem Standpunkt aus freilich nicht anzuerkennen. Bei Ihrem Hang zu zerstören, ziehen Sie alles, was uns heilig und teuer ist, in den Dreck. Aber um mit den Worten eines unserer Dichter zu sprechen, die Tugend ist doch kein leerer Wahn und, gestehen Sie es nur, Sie sowohl wie viele andere Ihrer Kollegen, haben sich schon oft beschämt, gedemütigt und machtlos vor dieser zurückziehen müssen.«

Der Teufel verzog ein sehr verdrießliches Gesicht. »Verderben Sie mir den Appetit für morgen nicht, denn bei meinen Freund Pilz isst man sehr gut«, bemerkte er übel gelaunt. »Mit dieser sentimentalen Dame, genannt Tugend, will ich nichts zu schaffen haben. Mit zurückgeworfenem Kopf, in steifer Halskrause schreitet sie einher. Niemals ist sie zu einem Scherz aufgelegt. Sie sehen ja auch, wie wenige Anhänger sie hat. Wo sie erscheint, ist sie unbequem. In vielen Fällen wird ihr ganz offen ins Gesicht gelacht.

Sie selbst, mein Lieber, scheinen noch so ein Stück von tugendhaftem Hanswurst zu sein. Aber ich habe Ihnen nun einmal meine Freundschaft zugewendet, und so will ich denn auch dafür sorgen, dass Sie solchen Kindereien entsagen und dass etwas Tüchtiges aus Ihnen wird.«

»Der Doktor, welchem doch von seinem philosophischen Standpunkt aus der Ausdruck »tugendhafter Hanswurst« sehr verdross, wollte eine geharnischte Antwort geben. Aber das Wort erstarrte ihm auf der Zunge und demütig senkte er das Haupt, denn Berthold hatte ihn mit einem Blick angesehen, der ihn nicht allein völlig beherrschte, sondern der ihn auch bis tief in das Innere drang und eine vollkommene Umwandlung bei

ihm hervorbrachte. Vergebens versuchte er, an seinen noch eben ausgesprochenen Grundsätzen festzuhalten, sie entschlüpfen ihm sozusagen unter den Händen und statt dessen war er nahe daran, seinen Gesellschafter förmlich um Verzeihung zu bitten.

»Ha, ha«, lachte dieser, »haben Sie schwaches gebrechliches Menschenkind einmal den Versuch gemacht, Ihre Kräfte zu probieren? ... Nun, lassen Sie es gut sein«, fügte er in bester Laune hinzu, »es sind Ihnen von mir in der uneigennützigsten Weise meine Dienste angeboten worden. Aber der Lehrling darf den Meister nicht zurechtweisen wollen und jetzt werden Sie wohl mein Übergewicht fühlen?«

»Es kribbelt mir bereits in allen zehn Fingern«, rief Schwalbe, mit dessen Natur eine völlige Veränderung vorgegangen war. »Das mir innewohnende Gewissen habe ich soeben exmittiert und Dame Tugend hat von mir einen moralischen Fußtritt erhalten, auf die Gefahr hin, überall als ein gemeiner, roher Mensch ausgeschrien zu werden.«

»So ist es recht, mein Sohn«, bemerkte Herr Berthold sehr befriedigt, »fort mit all dem Plunder. In meiner Gesellschaft lebt es sich leicht. Lustig machen wollen wir uns über die eitlen aufgeblasenen Narren, des erborgten Flittergoldes wollen wir sie entkleiden. Finden wir auf unseren Wanderungen hier und da ein paar arme Menschenkinder, die es wirklich verdienen, dass ihnen geholfen wird, nun, dann wollen wir nicht teilnahmslos an ihnen vorübergehen, denn ich habe Ihnen ja bereits gesagt, ich gehöre zur Klasse der gutmütigen Teufel und ganz ohne Empfindung ist mein Herz keineswegs.«

»Diese Erklärung beruhigt mich sehr«, bemerkte unser Philosoph, »denn wenn das ehrgeizige Streben, durch meine ›psychologischen Studien‹ zu literarischer Berühmtheit zu gelangen, mich auch bestimmte, mich von Ihnen etwas anhauchen zu lassen, so möchte ich schließlich, ungeachtet ich als starker Geist über jedes Vorurteil erhaben bin, doch nicht völlig geschwächt und vielleicht noch mit Hörnern und Pferdefuß ausgestattet, in

die Heimat zurückkehren.«

Der Teufel lachte. »Was die Farbe anbelangt, so ist dies lediglich eine Sache des Geschmacks, und ob einer einen Schwanz oder einen Zopf trägt, dies wird wohl ziemlich auf eins herauskommen. Auf keinen Fall will ich Ihnen aber irgendeinen Zwang antun, und somit denke ich, haben wir uns verständigt, und wissen gegenseitig, wie wir miteinander dran sind.«

»Gut«, sagte der Doktor, »ich erkenne die zarten Rücksichten an, welche Sie gegen mich nehmen und eine Liebe ist der anderen wert. Also frisch hinein ins Leben, gibt es doch sehr verständige Leute, welche erklären, dass die Welt eigentlich nur ein großes Narrenhaus sei«,

»Oder ein großes Hospital«, setzte Berthold hinzu, »dessen Bewohner an allen möglichen Gebrechen leiden. Zum Beispiel an der Krankheit des Stolzes, der Eitelkeit, der Aufgeblasenheit, des Hochmuts, der Selbstsucht und wie alle diese Fehler sonst noch heißen.«

»Gut, aber nun lassen Sie uns auf ein anderes Thema kommen. Wir können doch nicht den ganzen Abend im Hotel sitzen. Womit amüsieren wir uns?«

»Nichts leichter als das«, erwiderte Berthold, »die Schaubühne des Lebens ist nie geschlossen und Platz finden wir immer im Zuschauerraum. Wie wäre es, wenn wir uns heute mit ein paar leichten Possen begnügten, ebenso aus dem Stegreif zusammengeflickt, trivial, mit möglichst viel Blödsinn, wie es gerade der jetzigen Generation zusagt, die darin ein treues Spiegelbild ihrer eigenen Zustände erblickt.«

»Ist mir ganz recht. Sie werden dabei doch auch das Ihre tun?«

»Nun«, antwortete Schwalbes Gesellschafter lächelnd, »wo ich erscheine, da spiele ich allerdings auch mit. Nur merkt es das Völkchen nicht und ist stolz auf seinen Witz, während es doch eigentlich von mir an der Nase herumgeführt wird.«

»Wohin begeben wir uns also?«

»In das erste beste Restaurant. Dort werden wir Stoff zur Un-

terhaltung genug finden.«

»So kommen Sie.«

Die beiden Herren begaben sich auf den Weg. Es mochte etwa neun Uhr sein. Sie steuerten auf ein Lokal zu, dessen lange Front hell erleuchtet war, welches also wahrscheinlich auch stark besucht wurde. Es herrschte bereits ein reges Leben, als unsere Bekannten eintraten und an einem Tisch Platz nahmen, von wo aus sie das Ganze ziemlich gut übersehen konnten. Studenten, Gelehrte, Künstler, Bürger, alles saß bunt durcheinander und opferte dem Gott Gambrinus, oder machte gastronomische Studien. Hier und da blitzte das Auge einer biertrinkenden Jungfrau auf und sie begann hinter dem Rücken des Herrn Papa oder wohl auch hinter dem Rücken ihres allzu vertrauensseligen Verehrers ein kleines Tirailleurgefecht von Blicken mit ihrem vis-à-vis, oder sie schlug bei solchen stillen Begegnungen wohl auch schüchtern die Augen nieder, oder nimmt die Miene der Erzürnten an, während sie doch in Wahrheit dem kühnen Jüngling, der ihr heimlich zutrinkt und sich dabei unternehmend den Schnurrbart dreht, nicht im Geringsten böse ist. Der hungrige Pudel eines Philologen hatte bereits an allen Tischen die Runde gemacht und wurde, je nachdem er mitleidigen oder mitleidslosen Herzen begegnet, hier mit einem fetten Bissen regaliert, dort unter rauen Worten als zudringlicher Bettler abgewiesen. Die Zeitungsleser hatten sich bereits der unentbehrlichen Lektüre bemächtigt und vertieften sich in eine der schwebenden politischen oder sozialen Fragen.

»Es sind von mir bereits einigermaßen die Karten gemischt worden«, flüsterte Berthold unserem Bekannten zu, »und in einem Weilchen kann es losgehen. Inzwischen haben wir aber noch so viel Zeit, dass ich Sie mit den Mitspielenden etwas näher bekannt machen kann.«

»Sehr liebenswürdig von Ihnen, ich bin ganz Ohr.«

»Nun, betrachten Sie sich zunächst einmal dort jenen Herrn in der Ecke.«

»Der macht ja ein Gesicht, als wenn er der gesamten Menschheit den Handschuh hinwerfen wollte. Das scheint mir ein eingefleischter Misanthrop zu sein.«

»Das ist er auch. Ein alter Junggeselle der verbissensten Art, ein hinter seinem Schreibpult verknöchertes Bürokrat, der die ganze Welt hasst und nichts weiter als seinen Spitz liebt, für welchen er einen besonderen Stuhl in Anspruch genommen hat und der ein ebenso grämliches Gesicht wie er selbst macht. Die Gewohnheit führt ihn jeden Abend hierher und jetzt ist seine Galle besonders angeschwollen, denn fassen Sie nur einmal dort jenen Herrn ins Auge, welcher etwa drei Schritte von ihm entfernt an dem runden Tisch sitzt.«

»Was ist denn das für ein Subjekt?«, fragte Schwalbe lachend, »der hat sich ja mit einer ganzen Barrikade von Zeitungen umgeben. In der einen liest er, die andere hält er unter dem Arm, auf der dritten sitzt er und die vierte liegt auf seinem Schoß.«

»Das ist ein sogenannter Zeitungsmarder«, bemerkte Berthold, »der dem alten Registrator den Pfeil immer tiefer ins Herz treibt, denn gerade auf dem Blatt, welches dieser jeden Abend zu lesen pflegt, sitzt er so fest, als ob er noch ein Dutzend Exemplare davon nachträglich drucken wollte.«

In diesem Augenblick rannte einer der Aufwärter mit drei bis vier vollen Seidel vorüber.

»Kellner!«, rief der alte Bürokrat und zog dabei ein grimmiges Gesicht. »Kellner, das Tagesblatt!«

»Wird gelesen!«, antwortete dieser und verschwand mit seiner vollen Ladung.

»Das ist ja unerlaubt!«, brummte der Registrator und schoss dabei einen Giftblick auf den Zeitungsmarder, »in einem wohlgeordneten Staat ... das grenzt ja fast an Anarchie ... es ist der reine Kommunismus ...«

Auch der alte Spitz neben ihm fing zu knurren an, denn der Pudel des Philologen hatte ihn in seiner Ruhe gestört. Der Zeitungsmarder aber tat so, als ob er taub wäre, und hielt seinen

Raub nur um so krampfhafter fest.

»Ich habe den alten Burschen etwas angeblasen, damit seine Galle noch etwas mehr anschwillt«, flüsterte der Teufel, »inzwischen betrachten Sie sich einmal dort jenes Pärchen.«

»Hm, keine üble Blondine.«

»Sie fängt früh an, denn sie ist erst siebenzehn Jahre«, bemerkte Berthold, »aber sie wird es noch weit bringen. Vorläufig ist sie noch in ihren Ansprüchen bescheiden, denn sie begnügt sich damit, sich von dem Bruder Studio ausführen zu lassen. Aber ihre Zeit versteht sie doch zu benutzen. Sehen Sie nur, das ist bereits die dritte Portion. Aber als die Tochter einer armen Wäscherin gibt es zu Hause nur dünnen Kaffee und trockene Schrippen und was wollen Sie, mein Freund, der Appetit kommt mit dem Essen.«

Der Doktor musste herzlich über den Humor seines Gesellschafters lachen, bald aber wurde seine Aufmerksamkeit wieder zu einer anderen Seite hingezogen. Der Aufwärter kam nämlich abermals bierbeladen angerannt, und als ob er sich einer bösen Tat bewusst sei, versuchte er mittelst eines Halbkreises, den er umschrieb, an dem Misanthropen vorüberzuschlüpfen. Aber dieser hatte ihn bereits scharf ins Auge gefasst, ingrimmig leuchteten seine Blicke.

»Wo bleibt mein belegtes Butterbrot? Es ist unerhört, was man sich hier alles gefallen lassen muss!« Dies glitt wie Donnergepolter über seine Lippen, während der Ganimed mit dem zweifelhaften Frack mit einem »Sogleich!« an ihm vorübereilte, dabei jedoch ein Gesicht machte, als wenn er hätte sagen wollen: »Ich kenne dich, nie entglitt deiner Hand der sonst übliche Sechser!«

»Ende des ersten Aktes«, flüsterte Berthold, sich behaglich die Hände reibend, »jetzt kommt eine kleine Pause und dann folgt der Schlussakt, welcher sehr ergötzlich werden wird.«

Die Pause benutzte der gallsüchtige Registrator, um das endlich angelangte Butterbrot zu verzehren, wobei er jedoch fortwährend dem Zeitungsmarder wütende Blicke zuwarf. Plötzlich

entstand ein fürchterlicher Lärm, der alte grämliche Spitz fuhr auf einmal von seinem Platz auf und flog dem Pudel des Philologen an den Hals. Der Registrator, seinen Liebling in Gefahr sehend, ergriff seinen Regenschirm und führte damit einen Rolandshieb, um dem vierbeinigen Gefährten seiner freudlosen Tage beizustehen. Klirrend fiel dem Kellner, der eben mit einem Hühnerfrikassee vorüber wollte, der Teller aus der Hand.

Die siebenzehnjährige Blondine stieß einen Todesschrei aus und lispelte: »Mein neues Tibetkleid ist ganz mit Soße übergossen!«

Alles schrie durcheinander.

Einige riefen: »Es ist empörend!«

Andere: »Schmeißt ihn raus!«

Und wie es schließlich häufig geht, so musste auch jetzt der Unschuldige büßen, denn der Registrator hatte die allgemeine Verwirrung benutzt, um sich mit seinem Spitz zu drücken, und der Zeitungsmarder wurde statt seiner beim Kragen erfasst und trotz des von ihm erhobenen Protestes an die frische Luft gesetzt.

»Habe ich meine Sache gut gemacht«, fragte, sich ins Fäustchen lachend, der Teufel.

»Ausgezeichnet. Es war wirklich ein genussreicher Abend.«

»Jetzt wollen wir aber auch gehen. Nach dieser Aufregung bedürfen wir der Ruhe. Wir kehren in unser Hotel zurück und plaudern dort noch ein Stündchen auf unserem Zimmer.«

Worin diese Unterhaltung bestand, wollen wir dem Leser verschweigen, nur so viel sei bemerkt, dass Schwalbe zu seinem infernalischen Bekannten bereits so viel Zutrauen gefasst hatte, dass er es nicht für nötig erachtete, von dem Zahn des heiligen Loyola Gebrauch zu machen, als er sich zu Bett legte, an dessen Wirkungen er übrigens - so weit hatte ihn bereits der Teufel umgarnt - stark zu zweifeln begann.

Am anderen Tage bereiteten sich die Herren auf den Besuch vor, den sie, der erhaltenen Einladung gemäß, der Familie Pilz

zu machen beabsichtigten. Schwalbe war, infolge der Zaubermit-  
tel, welche sein Freund Berthold ausgeübt hatte, äußerlich und  
innerlich wenigstens um zehn Jahre jünger geworden. Seine Ge-  
stalt schien schlanker, seine Haltung war fester, in seinen Bewe-  
gungen gaben sich mehr Biagsamkeit und Eleganz kund. Auch  
sein Geist war frischer und für äußere Eindrücke empfänglicher.  
Er fühlte sich mehr als je dazu aufgelegt, mitten ins Leben zu tre-  
ten und dessen Annehmlichkeiten zu genießen. Berthold be-  
trachtete ihn vom Fuß bis zum Kopf, und indem ein zufriedenes  
Lächeln seinen Mund umspielte, sagte er: »Nun, tut es Ihnen  
jetzt noch leid, meine Bekanntschaft gemacht zu haben?«

Leider müssen wir bemerken, dass der Teufel über unseren  
Freund bereits einen solchen Einfluss erlangt hatte, dass dieser  
sehr leichtsinnig antwortete: »Keineswegs. Es macht sich jetzt bei  
mir eine ganz andere Anschauung vom Leben geltend. Ich glau-  
be, ich war früher ein recht einfältiger Träumer, der bei aller ein-  
gebildeten Weisheit im Finsternen tappte.«

»So ist es recht, mein Sohn«, lachte der falsche Baron von  
Schwefelkorn mit einem etwas verdächtigen Grinsen, »und nun  
kommen Sie, der Wagen hält vor der Tür und es ist Zeit, dass wir  
uns auf den Weg begeben.«

»Sie werden heute gleich ein Gemisch von Leuten kennenler-  
nen«, bemerkte er unterwegs, »welches nicht bunter zusamen-  
gesetzt sein kann; ein Abklatsch im Kleinen von dem, was Ihr  
Menschen die Welt im Großen nennt.«

»Also hübsch bunt zusammengesetzt?«, wiederholte der Dok-  
tor.

»In allen möglichen Farben«, lachte sein Gesellschafter, »von  
dem schmutzigsten Grau bis zum grellen Hochrot.«

In diesem Augenblick hielt der Kutscher vor einem großen ele-  
gantem Haus, und der Lohndiener, welchen sie mitgenommen  
hatten, sprang vom Bock und riss den Wagenschlag auf. Die bei-  
den Herren stiegen aus.

Ein geräumiger, von korinthischen Säulen getragener Portikus

nahm sie auf, Orangeriebäume, an denen teilweise reife Früchte hingen, waren in der Vorhalle zu beiden Seiten bis zum Fuß der Treppe aufgestellt und diese selbst, mit feinen Teppichen belegt, konnte ebenfalls als ein architektonisches Kunstwerk gelten.

»Alles geschmackvoll und elegant«, bemerkte Schwalbe, überrascht umherblickend.

»Was aber keineswegs das Verdienst meines Freundes Pilz ist«, fügte Berthold hinzu. »Wäre es nach ihm gegangen, so würden sich beim Bau dieses palastähnlichen Gebäudes die größten Lächerlichkeiten geltend gemacht haben. So bestand er unter anderem hartnäckig darauf, dass die Knäufe der Karyatiden, welche die Decke des Portikus tragen, Ochsenköpfe darstellen sollten. Es verleihe dies, so behauptete er, dem Ganzen einen stillen ländlichen Charakter, obgleich sein Haus, wie Sie bemerkt haben werden, im belebtesten Stadtteil liegt. Glücklicherweise steht er unter dem Einfluss seiner Frau, die sich auf ihre ästhetische Bildung nicht wenig zugutet hat. Und so kamen an die Stelle der Ochsenköpfe Satyre - eine kleine Anspielung, die sich der Baumeister auf das Genie des Herrn Pilz erlaubte.«

Die beiden Herren waren oben angelangt und betraten ein Vorzimmer, welches wieder mit dem Gesellschaftssalon in Verbindung stand. Ein baumlanger Bediensteter, auf das Bunteste mit Goldtressen ausgestattet, in kurzen, schwarzen Plüschbeinkleidern und weißen Strümpfen, stand bereits wartend an der Tür und so wie er unsere Bekannten erblickte, riss er diese auf und rief oder brüllte vielmehr mit aller Anstrengung seiner Lungen: »Herr Berthold, Chef des Handlungshauses Hermann Florian Berthold, nebst Neffe!«

Sogleich stürzte ihnen Herr Pilz unter allen Zeichen zuvorkommender Höflichkeit entgegen. Etwa zwei Schritte vor Berthold blieb er stehen, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: »Sehr angenehm, Sie persönlich kennenzulernen, mein verehrter Freund! ... parole ohn' Ehr' (statt *d'honneur*) sehr erfreut, Sie in meine Arme schließen zu können! ... Deren Neffe? ... Umarme

Sie gleichfalls in Gesellschaft von Ihrem Herrn Oheim! ... *Comment purtzlez-vous* ... Na, man sieht es Ihnen wohl an, dass Ihnen nichts abgeht ... ha, ha, ich befinde mich, Gott sei Dank, ebenfalls recht wohl!«

Während dieser Worte hatte der Doktor Gelegenheit, Herrn Pilz etwas näher zu betrachten. Es war dies eine kleine runde, stämmige Gestalt, mit einem starken Ansatz von Beileibtheit, mit einem eckigen, mit großen abstehenden Ohren besetzten Kopf, mit einem breiten, von dicken Lippen eingefassten Mund, mit ein paar grauen Augen, aus denen ein eitles Selbstbewusstsein sprach.

»Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, uns Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer Fräulein Tochter vorzustellen«, fragte Berthold, indem er auf den Emporkömmling einen Blick warf, als wollte er sagen: »Derartige Käuze gibt es zum Überfluss in der Welt.«

»Sehr obligiert!«, rief Herr Pilz mit einer Verbeugung, »es geht nichts über Höflichkeit in der Welt, und ich schätze mich glücklich, von mir selbst sagen zu dürfen, dass ich es darin sehr weit gebracht habe.«

Mit diesen Worten schritt er unseren beiden Bekannten voran und führte sie zum Sofa, von welchem sich Frau Pilz mit einer halben Verbeugung erhob, während Fräulein Klothilde, die Tochter des Hauses, die Herren mit einem genialen Lächeln, welches sehr viel Selbstvertrauen und Unabhängigkeitssinn verriet, begrüßte.

»Mein Geschäftsfreund, Herr Berthold und dessen Neffe - meine Frau und meine Tochter«, stellte Herr Pilz vor.

Die etwa fünfzig Jahre alte Dame schlug sentimental die Augen empor, was ein ihr gegenüberstehender, kranichartig aufgeschossener, sehr hagerer Herr mit spitzen Schultern und einem sehr dünnen Bärtchen, sogleich auffing und ebenfalls ein Gesicht machte, als fühle er sich von Weltschmerz angehaucht.

»Ich bin erfreut, Sie in unserem Hause willkommen zu heißen«, sagte sie mit einer leichten aristokratischen Neigung des

Kopfes. »Wie ich höre, stehen Sie mit meinem Mann in enger Geschäftsverbindung?«

»Sehr eng liniert,« (statt liiert) fiel Pilz mit einer zuvorkommenden Verbeugung ein. »Ich bin wirklich erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.« Und die Dame sank scheinbar erschöpft auf ihren Sitz zurück.

»Ausgezeichnet viel Anstand«, murmelte Pilz wieder, indem er seinen breiten dicken Mund an das Ohr Bertholds brachte. »Sie müssen nämlich wissen, meine Frau stammt aus einer Professorenfamilie und hat eine erschrecklich gelehrte Bildung genossen. Überhaupt«, fuhr er laut fort, indem er den Kopf stolz in den Nacken zurückwarf. »Ja, in der Tat, ich darf wohl behaupten, dass Sie sich bei jedem Schritt, den Sie hier tun, auf klassischen Boden bewegen werden. Auch meine Tochter ...«

Herr Pilz hielt hier plötzlich inne, denn seine Frau hatte ihm einen Blick zugeworfen, als wenn sie sagen wollte: »Kusch, Sultan, halte dich still!«

Und Berthold gewann hierdurch Zeit, sich an die Tochter des Hauses zu wenden.

Die schlanke Blondine sah ihn sehr keck und herausfordernd an, ohne zu ahnen, in was für einer gefährlichen Nähe sie sich befinde.

»Ich bin besonders glücklich, Ihnen mein Kompliment machen zu dürfen«, begann Schwalbes Begleiter mit einer geschmeidigen Verbeugung.

»Ich weiß schon, ich weiß schon,« fiel diese mit einer abwehrenden Bewegung ein, »es sind die alten Redensarten, Sie kennen mich noch gar nicht, aber Sie finden mich bereits unbeschreiblich liebenswürdig.«

»Ungemein genial,« sprach hier Vater Pilz wieder dazwischen, »jedes Wort ist eine Genialität.«

»Das finde ich auch«, bemerkte Berthold, »es verrät jedenfalls Geist, wenn eine junge Dame den Mut besitzt, solche gedankenlose Redensarten, die sich leider noch zu häufig gellend machen,

dem Spott preiszugeben.«

»Oh, die sollen Sie nur erst näher kennenlernen«, fiel Pilz wieder wohlgefällig ein, »ich bin wahrhaftig nicht auf den Kopf gefallen, aber sie gibt mir manchmal Nüsse zu knacken ...«

»Papa, du sprichst heute wieder einmal recht viel dummes Zeug«, rief Klothilde.

»Was sie witzig sein kann!«, lächelte dieser behaglich.

»Nein, es ist mein voller Ernst, und pfui! Was hast du da für eine Weste an.«

»Es ist das Neueste. Weißer Grund mit blassroten Blumen.«

»Ei, das sind ja Gänseblumen. Wirklich, man kommt in Versuchung, dich für einen alten Gänserich zu halten!«

»Da hören Sie's «, entgegnete Papa Pilz lachend, »die weiß Schiller und Goethe auswendig.«

Indem rief die Dame des Hauses, wobei sie eine unbeschreiblich verächtliche Gebärde machte: »Baron, reichen Sie mir mein *eau de mille fleurs*, er ist heute mit seinem Geschwätz wieder einmal unerträglich ... Es erregt mir Nervenschmerz!«

Während der hagere, kranichartige Baron sich in Bewegung setzte, um den ihm erteilten Befehl zu erfüllen, ließ Pilz die Unterlippe hängen und zog ein Gesicht, als wenn er eben einen moralischen Fußtritt erhalten hätte.

»Ihre ästhetische Bildung macht sie mitunter etwas reizbar«, flüsterte er Berthold zu, »Mais que voulez vous, wie der Franzose sagt, eine gewisse Hausordnung ist notwendig, also ...«

Er wurde durch die Stimme seiner Frau unterbrochen.

»Willst du die Herren nicht auch mit den übrigen Herrschaften bekannt machen?«, rief diese etwas ungeduldig.

»Sogleich, meine Liebe. Zunächst, meine Herren, erlaube ich mir, Ihnen den Baron von Schmalhals vorzustellen. Langjähriger Hausfreund - ein Herr von großen Verdiensten, die meine Frau bei ihrer ästhetischen Bildung am Besten zu würdigen versteht - ein Mann, dem ich mein volles Vertrauen schenke und welchen ich daher auch ein für alle Mal damit beauftragt habe, mich in al-

len dringenden Fällen zu vertreten.«

Berthold blinzelte mir verstohlen zu, während der Baron sentimental die Augen verdrehte und Frau Pilz mitleidig die Schultern zuckte.

»Dies hier«, fuhr deren Mann mit großer Ernsthaftigkeit fort, indem er auf eine Persönlichkeit zeigte, deren langer Leib wie ein zusammengeklapptes Taschenmesser aussah und welche mit ihren Kinnbacken fortwährend die Bewegung des Kauens machte. »Dies hier ist Herr Professor Windbläser.«

»*Professeur des langues*«, fügte dieser mit einer Verbeugung hinzu.

»Ha, ha, Professor der Lange,« lachte Pilz. »Köstlich! - Charmant! Dacapo! Einen solchen Witz soll mir einmal einer nachmachen. Na, Professor,« fügte er beruhigend hinzu, »gleich geht es zu Tisch, hoffentlich haben Sie einen guten Appetit mitgebracht?«

Der *professeur des langues* rieb sich sehr behaglich die Hände und begann wieder leise seine Kinnbacken zu rühren und gleichzeitig mir dem Mund zu schnalzen.

»Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, Sie mit dieser Dame hier bekannt zu machen«, fuhr der Hausherr fort. »Fräulein Krickel - ein Muster von Anmut und Liebenswürdigkeit - eine vertraute Freundin meiner Tochter Klothilde.«

Fräulein Krickel verbeugte sich. Sie hatte rötliches Haar, eine spitze Nase und ein paar Augen, denen es nicht an Schlauheit fehlte, die aber auch zugleich List und Falschheit verrieten. Sie mochte bereits zweiunddreißig Jahre alt sein, und der Ärger, sich noch immer im jungfräulichen Stand zu befinden, schien sie bereits ziemlich gallsüchtig gemacht zu haben.

»Meine teure Therese«, rief Klothilde und legte dabei schmeichelnd ihren Arm um die Taille ihrer älteren Freundin.

»Mein süßes Herzenskind«, antwortete diese, wobei sie dem jungen Mädchen einen ihrer zuckersüßen Blicke spendete.

»Ja, ja«, sagte Pilz äußerst befriedigt, »ein Herz und eine See-

le!«

»Und auch ein Gedanke«, fügte Klothilde hinzu. »Therese denkt so wie ich und ich denke so wie Therese.

Sie ist so ein Stück Blaustrumpf und ich bin es auch. Sie schwärmt für die Emanzipation der Frauen und ich schwärme ebenfalls dafür. Sie würde mir ihren Beistand nicht versagen, wenn ich zu einer kühnen Tat aufgelegt wäre, und deshalb liebe ich sie so sehr.«

»Erschrecklich viel Verstand«, flüsterte Pilz Berthold zu, indem er gleichzeitig einen bewundernden Blick auf seine Tochter warf, »mitunter beschleicht mich im Stillen so eine Ahnung, als wenn ihr genialer Geist sich wirklich eines Tages durch eine Tat bemerkbar machen würde, von der ich jetzt noch keine Ahnung habe.«

»Das scheint mir auch so«, antwortete Berthold trocken, machte dabei aber ein so behagliches Gesicht, als wenn er eben einen an der Angelrute zappelnden Fisch aus dem Wasser gezogen hätte.

»Liebe Frau«, rief Pilz, sogleich hielt er aber auch inne und sagte: »Sie ist eben wieder mir dem Baron Schmalhals in einem ästhetischen Gespräch begriffen, und in solchen Fällen erlaube ich mir grundsätzlich nicht, sie zu stören.«

Fräulein Therese verzog spöttisch das Gesicht und ihre Augen nahmen einen katzenartigen Ausdruck an. Herr Windbläser wischte sich den Mund und spitzte die Ohren, denn er erwartete jeden Augenblick die Meldung, dass die Suppe auf dem Tisch stehe.

Wirklich riss in diesem Augenblick auch der lange Bedienstete die Flügeltür auf und rief in zwerchfellerschütternder Weise: »Herr Krauthuber, wohlgeboren, in eigener Person!«

Die Wirkung, welche diese Mitteilung auf die Anwesenden hervorbrachte, war eine sehr verschiedene.

Frau Pilz stieß einen leisen Schrei aus und lispelte: »Dieser Mensch wird mir mit seinem Gebrüll noch den Tod bringen ...

meine Nerven hatten dies nicht aus!« Sie sank erschöpft an die Brust des Barons von Schmalhals, welcher ihr sehr zart das Fläschchen mit *eau de mille fleures* unter die Nase hielt. Klothilde stampfte mit dem Fuß und machte ein Gesicht, als ob ihr plötzlich übel geworden sei. Fräulein Therese lächelte höhnisch und beobachtete dabei mit giftigen Blicken den Baron, welcher noch immer seine Fridolindienste verrichtete.

Nur Papa Pilz zog ein pffiffiges Gesicht und flüsterte Berthold zu: »Es ist zwar noch ein Familiengeheimnis, aber ich hoffe - na, er ist steinreich und Klothilde ist ein vernünftiges Mädchen und später, wenn sie das Bedürfnis fühlt, kann sie sich ja auch der Ästhetik in die Arme werfen.«

Inzwischen war Herr Krauthuber eingetreten und näherte sich der Gesellschaft, indem er mit seinen kleinen stechenden Augen unruhig umherblickte. Er war gewiss schon sechzig Jahre, aber durch eine schwarze, künstlich gelockte Perücke, durch gefärbte Augenbraunen und durch starke Abreibungen mit *poudre de riz* hatte er versucht, sich so jugendlich wie möglich zu machen. Seine Nase bildete einen dicken roten Klumpen, und ungeachtet er sich alle Mühe gab, den Rüstigen zu spielen, so war sein Gang doch bereits etwas wacklig.

»Mein Freund Krauthuber«, rief Pilz, diesen Berthold und dem Doktor vorstellend, »parole ohn' Ehr' alle Tage frischer und jugendlicher ... wahrhaftig, wenn ich ein Mädchen wäre ...«

»Ha, ha«, sprach Krauthuber lachend, und warf Klothilde einen verliebten Blick zu, »man weiß sich zu konservieren, man hat Lebensart, man hat Turnüre ... apropos, als ein galanter Ritter muss ich mich doch vor allem erkundigen, wie sich mein Goldfischchen befindet.«

»Die alte Nachteule«, murmelte das blonde Fräulein, »wenn ich ihn ansehe, geht mir alle Romantik verloren. Pass nur auf, Therese, gleich wird mich der alte Molch wieder in seiner hässlichen Weife angrinsen.«

Inzwischen hatte sich Krauthuber genähert. Er besaß die garsti-

ge Angewohnheit, wenn er mit jemand sprach, die Nase so zusammenzuziehen, dass sich förmliche Runzeln um dieselbe legten und dann auf sein vis-à-vis plötzlich loszufahren, als ob er ihm ein Stück aus dem Gesicht beißen wollte.

Auch nun, als er mit süß lächelndem Gesicht vor Klothilde stand, zog er wieder sein Geruchsorgan zusammen. Auf einmal schoss er vor und blickte das junge Mädchen mit einem verliebten Augenblinzeln an und sagte mit einem siegesbewussten Lächeln:

»Hm, hm, alle Tage schmucker, alle Tage herausfordernder! ... Na, das Näschen nur nicht so gerümpft, nehm's mit dem Jüngsten noch auf und darf mich sehen lassen.«

»Lassen Sie sich sehen, wo Sie Lust haben, nur nicht bei mir!«, rief die Blondine fast grob und kehrte ihrem zudringlichen Verehrer den Rücken.

»Ha, ha«, frohlockte dieser, »etwas übel gelaunt heute, nicht wahr? Kenne dies schon, hinter diesem Schmollen steckt oft etwas ganz anderes. Und wie heißt es denn gleich ein lateinisches Sprichwort?«

»*Veni vidi vici*, ich kam, ich sah, ich siegte«, rief Pilz dazwischen, »oh, man hat sein Latein noch nicht vergessen!«

»Ja, ja«, fuhr der zudringliche Alte, sich wieder zu Klothilde gewandt, fort, »wenn man jährlich zwanzigtausend Gulden Rente hat, so kann man schon auf den Sieg rechnen.«

»Und wenn Sie bis an den Hals im Gold säßen, ich möchte Sie nicht«, rief diese, Krauthuber einen wütenden Blick zuschleudernd.

»Was sich liebt, das neckt sich«, flüsterte Papa Pilz seinem Nachbar Berthold zu, »das Mädchen hat einen starken Geist, sie lässt den alten Burschen nur noch etwas zappeln. Aber ich kenne sie, sie ist imstande, sich über alles hinwegzusetzen, und ich wette, zuletzt setzt sich sie auch über Krauthuber hinweg, oder vielmehr, sie lässt es sich schon gefallen, wenn er sie als seine Gattin heimführt.«

Die Szene hatte übrigens doch angefangen, etwas peinlich zu werden. Es kam daher recht erwünscht, dass der lange Bedienstete wieder die Tür anriss und mit seiner Stentorstimme meldete, dass angerichtet sei. Frau Pilz erhob sich, und indem sie dem Baron Schmalhals einen sentimental Blick zuschickte, ließ sie sich von diesem ins Speisezimmer führen. Doktor Schwalbe sprang hinzu und bot Klothilde seinen Arm. Herr Windbläser verneigte sich vor Therese, und diese nahm die ihr erwiesene Höflichkeit mit einem solchen Blick der Geringschätzung an, dass dem *professeur des langues* aller Appetit hätte vergehen müssen, wenn dies bei seinem stets hungrigen Magen überhaupt möglich gewesen wäre. Dann folgte Papa Pilz mit Papa Krauthuber im leisen eifrigen Gespräch.

Den Schluss bildete der falsche Berthold, welcher sich vernügt die Hände rieb und aus Faust deklamierte:

*Den Teufel merkt das Völkchen nie,  
selbst wenn er es beim Kragen hätte.*

Pilz war geistig ein armer Mann. Gleich jenen kleinen schwammigen Gewächsen, die seinen Namen führten, unter den erwärmenden Strahlen der Glückssonne emporgeschossen, hatte er zwar über Geld und Gut, aber nicht über jenes Kapital zu gebieten, was dem Menschen erst seinen wahren Wert verleiht. Für ihn war der äußere Glanz der höchste Gipfelpunkt menschlicher Größe, und deshalb begriff er auch nicht, dass ein Herz, und besonders das Herz einer Frau, auch noch etwas anderes begehren könnte, als einen wohlgefüllten Geldsack. Zu prunken und zu prahlen war sein höchstes ehrgeiziges Streben, und auch jetzt bog sich die Tafel unter dem schweren Silbergeschirr und unter den aufgetragenen Gerichten. Klothilde hatte gegen ihren Willen neben dem alten Krauthuber Platz nehmen müssen, Doktor Schwalbe war als der angebliche Neffe des angeblichen Berthold neben Fräulein Therese platziert worden. An der Seite der Hausfrau saß wie gewöhnlich der Baron von Schmalhals, um sofort bei der Hand zu sein, wenn seine sentimentale, stets in eine ge-

wisse schwermütige Romantik sich hüllende Gebieterin etwas bedürfen sollte. Der reiche Pilz spielte nach seiner Art den lebenswürdigen Wirt, jedoch in so ungeschickter Weise, dass er seinen Gästen fast bei jedem Bissen vorrechnete, was es kostete.

»Wie finden Sie diesen Silberaufsatz, mein verehrter Herr Berthold?«, rief er diesem zu, indem er auf eine prachtvolle, reich mit Reliefs verzierte Vase zeigte. »Sie sind doch jedenfalls ein Kenner in solchen Dingen, he, was meinen Sie wohl, was er kostet?«

Der Kostenpunkt war bei Pilz immer die Hauptsache, nach der Kaufsumme wurde der Wert eines Gegenstandes stets von ihm abgeschätzt.

»Die Arbeit ist vorzüglich,« lautete die Antwort. »Der Aufsatz ist ein wahres Kunstwerk, er könnte eine fürstliche Tafel zieren.«

»Fürstliche Tafel! ...«, rief der reiche Emporkömmling und machte dabei ein sehr abwertendes Gesicht, »was nutzt mir der Titel ohne die Mittel! ... Ich kenne Prinzen, die nicht mehr als jährlich sechstausend Taler zu verzehren haben. Ha, ha, ich möchte wohl wissen, was ich mit sechstausend Talern Rente anfangen sollte!«

Inzwischen hatte auch Krauthuber für gut gefunden, seine Nase in Falten zu ziehen. Indem er seine ohnedem kleinen Augen halb zukniff, schoss er plötzlich wie ein Habicht, der sich eine Taube als Beute auserkoren hat, auf Klothilde zu.

»Diese Austern sind ausgezeichnet fett und frisch«, rief er, »und für einen Feinschmecker ...«

»Das Dutzend kostet mich auch einen Taler«, schrie Pilz dazwischen, »sie kommen direkt aus der See.«

»Für einen Feinschmecker, wie ich bin«, fuhr Krauthuber, ohne sich stören zu lassen, fort, indem er seine Nase noch mehr zusammenkniff und wie ein Faun grinste, »hat das Frische immer eine besondere Anziehungskraft. Na, war wohl vorhin nur so eine kleine Laune, als Sie mir böse waren? Wie? ... Kenne das! ... Aller Praktikus! Alter Praktikus den Damen gegenüber, ha, ha, lasse mir kein X für ein U machen und komme so leicht nicht in

Verlegenheit!«

»Ihre Perücke hat sich soeben verschoben, und wenn Sie so zu beißen, setzen Sie noch Ihren letzten Zahn aufs Spiel«, rief Klothilde mit einem höhnischen Blick. »Übrigens«, fuhr sie leise fort, indem sie sich zu dem Ohr des alten zudringlichen Rentier neigte, »wiederhole ich Ihnen, was ich schon hundert Mal gesagt habe, dass Sie mir bis in den Tod zuwider sind, Sie alte Unke, und dass ich Ihnen und meinem Vater einen Streich spielen werde, an den sie beide denken sollen, wenn Sie mich noch weiter belästigen.«

»He, was sich die jungen Leute doch alles heimlich zu erzählen haben«, rief Pilz über den Tisch, indem er seinen breiten Mund zu einem behaglichen Lächeln verzog, »na, ich wusste es ja. Dieses Schmollen würde nicht lange dauern und *l'appetit ... he, Professor, wie heißt es denn gleich im Französischen?*«

Herr Windbläser kaute mit beiden Kinnbacken und hatte sich den Mund so vollgestopft, dass er augenblicklich, trotz allem Würgen selbst beim besten Willen völlig außerstande war, die Frage seines Mäzen zu beantworten.

»Das weiß der Kuckuck«, brummte Pilz, »der Mensch isst wie ein Scheunendrescher und ich bin überzeugt, dass sein Magen ein großes Loch hat.«

In diesem Augenblick hatte aber auch Windbläser mit Aufbringung aller seiner Kräfte den großen Bissen, welcher ihn am Sprechen hinderte, heruntergewürgt.

Tief aufatmend antwortete er mit einer Verbeugung: »*L'appetit vient en Mengeant*, heißt es, Monsieur, oder auf Deutsch: Der Appetit kommt mit dem Essen.«

»Als wenn ich das nicht wüsste«, rief Pilz, den Kopf mit Selbstbewusstsein zurückwerfend, »im französischen kommt mir keiner so leicht gleich. He, Professor ...«

Aber der Professor hatte sich bereits einer neuen Schüssel bemächtigt. Indem er abermals nach Kräften zu würgen begann, warf er seinem Protektor einen Blick zu, als wenn er hätte sagen

wollen: »Lass nun genug sein des grausamen Spiels.«

Zum Glück wurde die Aufmerksamkeit des Hausherrn auf einen Fisch gelenkt, welcher in einer großen silbernen Schüssel auf dem Tisch erschien.

»Dieser Fisch, meine Herrschaften«, rief Pilz, »kommt direkt aus den indischen Gewässern. Er ist sehr schwer zu bekommen und kostet mich mit Fracht und Emballage genau zehn Friedrichsd'or«

»Ein Meerwunder also«, bemerkte Berthold. »Am Ende finden wir in seinem Innern auch noch einen zweiten Ring des Polykrates.«

»Polykrates?« Herr Pilz stutzte und blickte mit einem ziemlich verlegenen Gesicht um sich. Plötzlich schien er sich aber daran zu erinnern, dass es sich für einen Mann, wie er war, nicht passe, den Unwissenden zu spielen. »Ach, ja«, rief er, »jetzt erinnere ich mich, davon vor einiger Zeit in den Zeitungen gelesen zu haben. Der Ring war ein altes Familienstück und Herr Polipates, der ihn verlor, wohnte, wenn ich nicht irre, in New York.«

»Oder irgendwo anders«, setzte der falsche Berthold mit einer Grimasse hinzu.

Frau Pilz hatte inzwischen die Augen in einer Weise emporgeschlagen, als ob sie sagen wollte: »Herr vergib ihm seine Dummheit.« Dabei zuckte sie gleichzeitig höchst mitleidig mit den Achseln, was den Baron Schmalhals veranlasste, ein Gleiches zu tun.

Bei ihrer ästhetischen Bildung vermochte die Dame aber doch nicht, diesen groben Schnitzer ganz ungerügt zu lassen.

»Du irrst«, sagte sie, indem sie ihrem Mann einen niederschmetternden Blick zuschleuderte, »Polykrates lebte nicht in New York, sondern auf Samos. Er war auch kein reicher Amerikaner, sondern ein König. Es stand auch nichts in den Zeitungen, sondern Schiller hat uns erst in seiner herrlichen Ballade mit dem wunderbaren Ereignis bekannt gemacht.«

»Na, das ist Nebensache«, antwortete Pilz mit der ihm eigenen Dreistigkeit in solchen Dingen, indem er abwehrend mit der

Hand winkte, »die Hauptsache bleibt, dass der Ring im Magen des Fisches gefunden wurde und wie der Lateiner sagt: *Erraribus humanibus est!*«

Inzwischen hatte auch Doktor Schwalbe mit Fräulein Krickel ein Gespräch anzuknüpfen versucht. Er fand bald, dass sie einen höchst neidischen Charakter hatte und dass sie sich vom Schicksal in ungerechter Weise zurückgesetzt glaubte.

»Was mich hierher zieht«, sagte sie mit einem vornehmen Naserümpfen, »ist meine Freundschaft zu Klothilde. Das arme Kind dauert mich ... unter Larven die einzige fühlende Brust ... ich habe daher auch beschlossen, sie unter meine besondere Protektion zu nehmen.«

»Aber die junge Dame scheint mir ohnedem einen sehr selbstständigen Charakter zu besitzen«, bemerkte der angebliche Nefee des Herrn Berthold.

»Nun ja, dies ist aber auch nötig. Betrachten Sie sich diesen Emporkömmling, diesen unwissenden Menschen, welchen ihr der Zufall unglücklicherweise zum Vater gegeben hat.«

»Überreichlich scheint er allerdings nicht mit Verstand gesegnet.«

»Ich würde, wie gesagt, diese Familie nicht frequentieren«, fuhr Fräulein Krickel mit erneuertem Naserümpfen fort, »wenn mich, wie bereits bemerkt, nicht Mitleid für die arme verlassene Klothilde hierher führte. Ganz andere Familien von Distinktion stehen mir offen ... meine gesellschaftlichen Verbindungen ... die hohe und höchste Aristokratie ... *Mais que voulez vous*, wird das Verdienst hier auf Erden wohl belohnt?«

»Das ist allerdings wahr, ich wundere mich nur, dass eine junge Dame (hier verbreitete sich über Fräulein Krickels Antlitz plötzlich Sonnenschein), dass, wie gesagt, eine junge Dame von Ihren ausgezeichneten Eigenschaften sich bisher nicht hat entschließen können, einem ihr würdig scheinenden Herrn ihre Hand zu reichen.«

Fräulein Krickel, das wusste jedermann, war so arm wie eine

Kirchenmaus und ihre zweiunddreißig Jahre waren ihr einziger Reichtum. Wie der Baron von Schmalhals und Herr Windbläser benutzte sie die stets gut besetzte Tafel des eitlen Pilz und schmeichelte nach Kräften Klothilde, von der sie nicht allein sehr erhebliche Geschenke erhielt, sondern deren extravaganten Charakter sie auch in sehr schlauer Weise benutzt hatte, um einen verderblichen Einfluss auf sie auszuüben.

Bei der Frage, die der Doktor an sie richtete, schlug sie zunächst scheinbar verlegen die Augen nieder.

Als aber diese Komödie beendet war, hob sie den Kopf wieder sehr entschlossen empor und unserem Bekannten mit großer Sicherheit ins Gesicht blickend, erwiderte sie: »Es mag sein, dass ich durch den Umgang mit hohen aristokratischen Persönlichkeiten etwas verwöhnt bin, aber nie würde ich mich entschließen können, einem Mann die Hand zu reichen, zu dem ich herabsehen müsste. Und wie die Herren heutzutage sind! ... Da ist zum Beispiel der Herr von Schmalhals - Sie werden zugeben müssen, dass dieser eine sehr elegante Persönlichkeit repräsentiert und an Geist fehlt es ihm ebenfalls keineswegs.«

Schwalbe musste sich auf die Lippen beißen, um nicht zu lachen. Diese lange hagere Kranichgestalt mit dem blasierten nichtssagenden Gesicht, welcher wie ein gehorsamer Pudel der Dame des Hauses auf Schritt und Tritt folgte - es war wohl nicht schwer zu erraten, dass die alternde zweiunddreißigjährige Jungfrau als letzten Rettungsversuch ihre Augen auf den Baron geworfen hatte.

»Herr von Schmalhals ist wirklich eine höchst interessante Erscheinung«, bemerkte er ganz ernsthaft, »darf ich nun weiter fragen?«

»Nun, sehen Sie, die Sache ließe sich durch die Protektion des Herrn Pilz wohl machen. Man könnte ihm eine Anstellung bei der Bank oder bei irgendeiner Lebensversicherung verschaffen, er würde wohl auch eine ihm an Verdienst und Bildung gleichstehende Frau finden, statt dessen zieht er es aber vor, diese

schmählichen Fesseln zu tragen - die Gastfreundschaft verbietet mir einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen - und energielos verharrt er in solcher weichlichen Untätigkeit, während er doch - er ist wirklich sehr liebenswürdig - in den Armen einer gefühlvollen, gebildeten Frau das höchste Glück des Lebens genießen könnte.«

Fräulein Krickel spreizte bei diesen Worten unwillkürlich alle zehn Finger auseinander, als stehe sie im Begriff, das ohnedem sehr dünne Haar des armen Barons unbarmherzig zu zerzausen, sodass sich der Doktor schon im Voraus ein sehr deutliches Bild von dem »höchsten Glück des Lebens,« welches diese Dame ihrem Zukünftigen zu bereiten die Absicht hatte, entwerfen konnte, da er aber im Umgang mit Berthold bereits in gewissenloser Weise über die Menschen spotten gelernt hatte, so erwiderte er abermals sehr ernsthaft: »Es ist wirklich unverantwortlich von Herrn von Schmalhals, dass er sein Glück so von sich stößt. Nun, vielleicht geht er mit der Zeit noch in sich. Aber da ist ja auch der Professor Windbläser, was halten Sie von diesem?«

Fräulein Therese rümpfte wegwerfend die Nase. »Er steht zu tief unter mir«, sagte sie, »er bewirbt sich schon seit Jahren um meine Gunst, aber sein Leib - mein Gott, sein Leib sieht ja wie ein Plattbret aus, und außerdem wäre er ja gar nicht satt zu bekommen.«

Hier wurde das interessante Gespräch unterbrochen. Frau Pilz hatte sich erhoben und gab durch eine Verbeugung zu verstehen, dass das Diner sein Ende erreicht habe. Gestützt auf den Arm ihres Fridolin verließ sie den Saal, um, wie ihr genialer Mann in seiner Weinlaune zu Berthold bemerkte, auf ihrem Zimmer ästhetisch zu verdauen, zu welchem Zweck ihr der Baron mit seiner schnarrenden Stimme aus einem ihrer Lieblingsdichter etwas vorlesen musste. Der Doktor bot wieder Klothilde den Arm, und da sich um Fräulein Krickel niemand kümmerte, so verschmähte sie es schließlich nicht, mit einer äußerst herablassenden Miene den Arm des zu jeher Zeit dienstbereiten Wind-

bläser anzunehmen, welcher sich übrigens in einem sehr behaglichen raumausfüllenden Zustand zu befinden schien.

Die Gesellschaft befand sich beim Kaffee. Es fing schon an zu dämmern und die Diener begannen den großen Kronleuchter anzustecken, als ein Herr in den Salon trat, den niemand erwartet zu haben schien. Es war dies ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem kurzen gedrunghenen Körper und einem Gesichtsausdruck, welchen der oberflächliche Betrachter wahrscheinlich jovial und heiter, der nähere Beobachter vielleicht aber leichtsinnig, ja sogar gewissenlos genannt haben würde. Schwalbe, der von Berthold einen heimlichen Wink erhalten hatte, sich den Herrn etwas genauer zu betrachten, spielte den stillen Beobachter und bemerkte, wie Fräulein Krickel zuerst leise zusammenzuckte und dann heimlich mit demselben einen ziemlich vertrauten Blick austauschte. Auch Klothilde schien bei seinem Erscheinen aus ihrer bisherigen ärgerlichen Stimmung herauszukommen und lächelte ihm ebenfalls wie einem alten Bekannten zu. Der Fremde schien auch hier vollkommen heimisch zu sein, denn indem er seine frischen roten Lippen aufwarf und behaglich lächelte, eilte er auf den Hausherrn zu und diesem die Hand reichend, rief er: »Diesmal habe ich die Etikette nicht beachtet und bin unangemeldet eingetreten, aber daran ist lediglich Ihr langer Schlingel von Ausrufer schuld, welcher, statt auf seinem Posten zu sein, gerade jetzt im Speisesaal damit beschäftigt ist, die Reste einer Straßburger Pastete zu verzehren.«

»Na, Sie sind auch so willkommen«, erwiderte Pilz, welchen der reichlich genossene Wein sehr herablassend stimmte.

»Wie heißt der junge Mann?«, flüsterte der Doktor dem neben ihm stehenden Berthold zu, »Ihnen ist ja nichts unbekannt und außerdem betrachten Sie ihn ja mit besonders freundlichen Blicken.«

»Warum sollte ich denn auch nicht. Das Bürschchen ist bereits halb mein und bald wird er es ganz sein. Er wird dem aufgeblasenen, prahlsüchtigen Pilz einen gehörigen Nasenstüber verset-

zen, kurz, er ist der Held des Dramas, dessen Vorspiel wir bisher beobachtet haben.«

Indem fing der kleine, sich bereits etwas zur Korpulenz neigende Herr wieder zu sprechen an.

»Ich komme eben von der Börse, mein Cab steht vor der Tür.«

»Er lebt vom Börsenschwindel«, flüsterte Berthold.

»Wie stehen die Rumänen?«, fragte Pilz, welcher sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, um mit seinem Reichtum zu prahlen, »ich habe noch vor acht Tagen von diesen Papieren für zwanzigtausend Gulden gekauft.«

»Schlagen Sie los, schlagen Sie um jeden Preis los!«, rief Biland und schien sich außerordentlich daran zu ergötzen, als er bemerkte, wie der aufgeblasene Kapitalist plötzlich erbleichte.

»Was gibt es denn?«, fragte dieser ängstlich, »ist denn etwas vorgefallen?«

»Die Rumänen sind um zwei Prozent gesunken und morgen werden sie wahrscheinlich um sechs Prozent gefallen sein.«

»Aber mein Agent sagte mir doch ...«

»Was weiß Ihr Agent. Ich sage Ihnen, dass die beunruhigendsten Gerüchte auf der Börse kursieren. Vielleicht schon morgen rücken die Russen in Bukarest ein und dann wird Österreich auch nicht zögern.«

Daraufhin machte Pilz ein Gesicht, als ob ihm von der fetten Aalpastete plötzlich übel geworden sei. Fragend blickte er seinen Freund Krauthuber an. Dieser schien gegen Herrn Biland einen besonderen Grimm zu hegen. Schon bei seinem Eintritt hatte er ihn mit eben nicht schmeichelhaften Blicken traktiert. Nun dünkte ihm die Gelegenheit gekommen, demselben seine ganze Verachtung fühlen zu lassen.

»Schwindel, nichts als Schwindel!«, rief er so laut, dass dieser es hören konnte, »es gibt gewisse Leute, die lediglich vom Schwindel leben! Die Rumänen haben nie besser als gerade jetzt gestanden.«

Der arme Krauthuber hatte offenbar in der Leidenschaft nicht

bedacht, welchem Gegner er gegenüberstand. Der kleine Biland verzog höhnisch seine Lippen, und nachdem er vorher noch mit Klothilde einen Blick des Einverständnisses ausgetauscht hatte, schritt er plötzlich auf den alten Rentier zu, zog wie dieser die Nase in Falten, starrte ihm ins Gesicht und fuhr dann auf ihn zu, als ob er ihm sein rotes fleischiges Geruchsorgan hätte abbeißen wollen.

»Sehr erfreut, Sie hier zu sehen, Sie altes Murmeltier«, rief er, während der Rentier einen Schritt zurücktaumelte, »na, erschrecken Sie nur nicht, Sie alter Basilisk - könnte Ihrer Schönheit schaden, Sie Jüngling mit den wackligen Beinen.«

Bei diesem rücksichtslosen Angriff, welcher alle Gesetze des Anstandes und der Sitte über den Haufen warf, brachen Klothilde und Fräulein Krickel in ein helles boshafes Gelächter aus, während sich Pilz mit den Händen verzweiflungsvoll in die Haare fuhr.

»Meine Herrschaften«, rief Biland, durchaus nicht aus der Fassung gebracht, »ich und mein Freund Krauthuber sind es nun einmal gewohnt, sich solche Schmeicheleien zu sagen.«

»Ich muss Sie aber doch bitten«, sagte Pilz, »zu bedenken, an welchem Ort Sie sich befinden und was Sie den Anwesenden schuldig sind. In meinem Haus herrscht der höchste Anstand. Ich halte aufs Strengste auf die Etikette. Ich bin gewohnt (hier hob er sich auf die Zehen) für die gesamte vornehme Welt - verstehen Sie wohl, ich sage für die vornehme Welt - den Ton anzugeben.«

»Ich beuge mich Ihrer Würde. Ich weiß, dass Sie in dieser Beziehung unerreichbar sind.«

Der Geldmann wurde bereits wieder viel freundlicher, die Falten auf seiner Stirn fingen an zu verschwinden.

»Herr Krauthuber hat mich einen Schwindler genannt, von ihm ist also der erste Angriff ausgegangen. Indessen bin ich bereit, ihm Satisfaktion zu geben - Degen, Pistolen, krumme Säbel, ich stehe mit jeder Waffe zu Diensten. Sie, Herr Pilz, als das

Nonplusultra eines vollendeten Gentlemans, mögen entscheiden, ob den Gesetzen der Ehre Genüge getan worden ist.«

»Vollkommen, vollkommen«, rief dieser im höchsten Grade geschmeichelt. »Oh, ich kenne die Gesetze der Ehre auswendig, ich selbst hätte mich beinahe einmal geschlagen, weil mir ein Herr auf mein linkes Hühnerauge trat. Indessen in diesem Fall, da Sie so gütig gewesen sind, die Sache in meine Hände zu legen, bin ich der Meinung, dass man dieselbe, unbeschadet der Gesetze der Ehre, als eine häusliche Angelegenheit behandeln muss.«

»Gut, so nennen Sie es eine häusliche Angelegenheit«, sagte Biland, »machen Sie dies mit dem ehrenwerten Herrn Krauthuber ab. Inzwischen werde ich mir die Freiheit nehmen, mich mit Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter etwas zu unterhalten.«

»Er hat erstaunlich viel guten Takt«, murmelte Pilz, »erstaunlich viel guten Takt. Er kennt die Leute aufs Haar, die in den Gesetzen der Ehre Bescheid wissen. Nun, Krauthuber, ich kann Ihnen nur raten, sich ebenfalls meinem Schiedsgericht zu fügen.«

»Ich bleibe dabei, er ist ein Schwindler«, brummte dieser, »und außerdem gefällt es mir ganz und gar nicht, dass Sie diese vertrauten Unterhaltungen mit Ihrer Tochter dulden, da das Geschäft doch fast zwischen uns abgeschlossen ist.«

In der Tat war es auch nur ein Geschäft. Das bedauernswerte junge Mädchen sollte gegen ein gutes Stück Geld verschachert und dafür um ihre ganze Zukunft betrogen werden.

»Lassen Sie es nur gut sein«, beruhigte Pilz, »ist sie erst Ihre Frau, so nehmen Sie die Zügel in die Hand, die Sache wird sich dann schon machen.«

Inzwischen war der kleine Biland zu Klothilde herantreten und knüpfte mit dieser ein Gespräch an.

»Nun, sind Sie mit mir zufrieden?«, fragte er, »denn nur um Ihrer willen habe ich doch diese Szene aufgeführt.«

»Ich danke Ihnen bestens, ich bleibe Ihre Schuldnerin. Oh, Sie glauben nicht, was ich diesen alten widerlichen Narren verabscheue! Wenn man es mir zu arg treibt, so begehe ich einen Ex-

zess, ja, das schwöre ich Ihnen, ich begehe einen Exzess!«

»Sollten Sie wirklich den Mut dazu haben?«

»Da kennen Sie mich noch schlecht, es steckt mehr Energie in mir, als Sie vielleicht vermuten. Was mache ich mir aus dem Gerede der Leute! ... Ich lasse mich nicht tyrannisieren, und wenn es mir zu arg wird, greife ich zu dem ersten besten Mittel.«

»Wenn Sie nur so recht volles Vertrauen zu mir fassen könnten.«

»Sie wissen ja nicht, ob ich nicht volles Vertrauen zu Ihnen habe«, rief die junge Dame mit der ihr eigenen Entschlossenheit.

»Und wenn ich nun später vor sie hintreten würde und mich zu Ihrem Retter anböte?«

Klothilde sah ihn doch etwas überrascht an. »Wieso?«, fragte sie forschend.

»Nun, wenn Ihr Vater wirklich auf Ihrer Verbindung mit dem alten Krauthuber bestände?« »Gehen Sie, das hieße mich ja in den Tod schicken! Nein, das geschieht nimmermehr! Ich glaube, ich könnte dann in der Verzweiflung alles begehcn.«

Biland schien sehr befriedigt. »Eine Dame wie Sie, die auf der Höhe der Zeit steht, muss auch den gehegten Erwartungen entsprechen, doch ich plaudere, während ich schon längst fort sein müsste.«

»Wollen Sie ins Theater?«

»Ja, es wird ein neues Stück geboten.«

»Viel Vergnügen«, rief Klothilde ihm noch nach, und dann trat sie in das angrenzende Zimmer.

Im Fortellen blieb Biland, wie von ungefähr, noch einen Augenblick vor Fräulein Krickel stehen.

»Haben Sie meine Vorschriften befolgt?«, fragte er leise.

»Sie meinen wegen Fräulein Pilz?«, tönte es eben so leise zurück.

»Nun allerdings. Zeigt sie noch immer den extravaganten Charakter von früher?«

»Sie ist zu jeder Torheit fähig.«

»So meinen Sie also, dass etwas mir ihr anzufangen ist?«

»Ich zweifle nicht im Geringsten daran.«

»Und Ihr Einfluss?«

»Sie lässt sich unbedingt von mir leiten.«

»Faust und Gretchen«, entgegnete Biland lachend.

Die Krickel gab dieses Lächeln zurück. »Vorausgesetzt, dass der Kontrakt gehalten wird.« »Natürlich. Besuchen Sie mich morgen Vormittag, ich muss unbedingt mit Ihnen sprechen.« Er verbeugte sich sehr höflich und unbefangen, verabschiedete sich schnell bei dem Herrn und der Herrin des Hauses und rasselte schon fünf Minuten nachher mit seinem Cab die Straße entlang.

»Ich bin ruiniert«, murmelte er, »und bei der nächsten Ultimo-Rechnung bleibt mir nichts anderes übrig, als mir eine Kugel in den Kopf zu schießen oder durchzubrennen. Da ich zu dem Ersteren keine Lust habe, so wollen wir es mit Faust und Gretchen versuchen. Vielleicht reicht sie mir dann ihre Hand, oder tritt später die Ernüchterung ein, nun, so muss der so, so geht es so, mein Genie hat mich bisher ja noch nicht verlassen! Verdammt abenteuerlich ist der Plan, aber habe ich es nicht mit einer ebenso exzentrischen Person zu tun und steht mir dabei nicht eine Verbündete zur Seite, deren Einfluss ins Gewicht fällt und die mir treu dient, solange ich sie gut bezahle? Also fort mit den Grillen und Sorgen«, rief der Börsenspieler, »diese zehn Friedrichsd'or , gegenwärtig fast mein ganzes Vermögen, will ich als letzten entscheidenden Einsatz wagen und ich müsste mich doch vollständig in den Leuten, mit denen ich zu tun habe, verrechnen, wenn ich nicht annehmen dürfte, dass mein Spiel gut steht!«

Er war aufgesprungen, und mit dem ihm eigenen Leichtsinne begann er eben, das Zimmer durchmessend, ein kleines Liedchen zu trällern, als sein Diener eintrat und ihn mit einer halb unverschämten, halb vertraulichen Weise angrinste.

»Der Kerl merkt, dass es zu Ende geht. Er hat schon seit sechs Monaten keinen Lohn mehr bekommen und hält es daher nicht mehr für nötig, sonderlichen Respekt zu zeigen«, murmelte der

Börsenmann. Dann blieb er stehen und fragte, den Kopf vornehm zurückwerfend: »Nun, was gibt es?«

»Sie ist wieder draußen«, grinste Johann, indem er dabei mit seinem Daumen sehr vertraulich über seine Schulter zeigte.

»Wer ist draußen?«

»Nun, die Dame, welche Sie mitunter besuchen tut.«

»Das ist eine sehr respektable Dame. Führe sie sogleich herein.«

Johann zögerte noch einen Augenblick und zog ein sauber zusammengefaltetes Blatt Papier hervor. »Wäre es Ihnen nicht gefällig, mir meine Auslagen vom vorigen Monat zu bezahlen. Mit meinem rückständigen Gehalt?« Johann wählte stets die zartesten Ausdrücke. »Es ist nun gerade ein halbes Jahr, dass wir das letzte Mal abrechneten ...« »Schon gut, schon gut«, antwortete Biland, indem er eine abwehrende Bewegung machte, »ein anderes Mal, das läuft nicht fort, jetzt habe ich keine Zeit ... führe die Dame sogleich herein.«

»Mir kommt es aber doch so vor, als wenn etwas fortlaufen könnte«, brummte Johann, »und möglich wäre es am Ende, dass der Herr selbst fortliefe, und dann hätte ich das Nachsehen. Ich werde daher aufpassen .. oh, ich bin nicht so dumm, wie ich mich stelle, und nötigenfalls, wenn sich unvermutet etwas ereignen sollte, weiß ich, wo ich den Goldfuchs für ein gutes Stück Geld losschlage.«

Johann hatte dieses Selbstgespräch geführt, ohne dabei als ein aufmerksamer Diener den Auftrag seines Herrn zu vergessen. Die Tür öffnete sich und Fräulein Krickel verbeugte sich möglichst anmutig vor Herrn Biland.

»Ah, meine teure Freundin, das ist schön, dass Sie Wort halten! Nehmen Sie Platz. So! ... Ein Glas Portwein? ... Wie?«

»Nun ja, das könnte nichts schaden, ich habe einen ziemlich langen Weg gemacht.«

»Hier! Noch eins?«

»Es wird doch nicht zu viel werden?«, fragte die Dame mit ei-

nem Lächeln, dem man es ansah, dass sie selbst nicht daran glaubte.

»Ein so starker Geist, wie der Ihre! ... Doch jetzt lassen Sie uns auf die Geschäfte zurückkommen.«

»Beginnen Sie nur immer.«

»Nun sehen Sie, teure Freundin, ich will aufrichtig sein. Sie werden zugeben müssen, dass ich mich immer freigebig Ihnen gegenüber gezeigt habe.«

»Nun, ich bin Ihnen dafür ja auch nützlich gewesen. Ich habe Klothilde stets zu Ihren Gunsten zu stimmen gewusst. Und ohne mein Zureden würde sie Ihnen nicht zweimal das schöne Rendezvous gegeben haben.«

»War nur leider nichts mit ihr anzufangen«, sagte der Börsenspekulant mit den Achseln zuckend, »sogar meinen Heiratsantrag nahm sie mit einem herausfordernden Gelächter auf.«

»Sie liebt es die Emanzipierte zu spielen, und in der Tat glaube ich auch, dass sie kein Herz besitzt. Nun, vielleicht haben Sie ein anderes Mal mehr Glück.«

»Und Sie, meine kleine Krickel?«

»Ihnen darf ich es wohl sagen, dass ich ein solches Leben längst satthabe. Klothilde geht noch, aber mich vor ihrem dummen aufgeblasenen Vater fortwährend beugen und tun zu müssen, als ob ich diesen albernem, eitlen Geldsack bewunderte, das wird mit der Zeit unerträglich.«

»Nun, Sie müssen danach streben, aus dieser demütigenden Lage herauszukommen und zu einer selbstständigen Stellung zu gelangen.«

»Wieso?«, fragte Fräulein Krickel und horchte gespannt auf.

»Gestehen Sie es nur«, fuhr Biland, dieses *Wieso?* unbeantwortet lassend, fort. »Ihr Herz gehört noch immer dem Baron von Schmalhals.«

»Oh, er war meine erste Jugendliebe ... Ich trug sein Bild stets still im Herzen«, seufzte sentimental die 32-Jährige. »Deshalb hasse ich diese Augen verdrehende Närrin, diese Zirze, diese

überspannte Professorentochter bis zum Tode, denn nur durch ihre Zauberkünste wusste sie den Baron in so schmäbliche Fesseln zu schlagen.«

»Nun, an allen diesen Leuten können Sie sich jetzt rächen. Sie können auch ein hübsches Stück Geld verdienen und Herrn von Schmalhans dabei noch mit in den Kauf bekommen.«

Die Krickel flog förmlich empor. »Wie, er ... er, der Heißgeliebte, sollte endlich doch noch der meine werden? Nennen Sie mir die Mittel, die ich anwenden muss, um dieses Ziel zu erreichen, geschwind, sprechen Sie, ich bin zu allem bereit!«

»Die Sache ist ganz einfach«, bemerkte Biland sehr kalt, »Sie brauchen nur meine Verbündete zu werden.«

»Aber das war ich ja ohnedem bisher schon.«

»Indessen jetzt soll der große Schlag ausgeführt werden, den ich im Stillen ersonnen habe. Sehen Sie hier,« fuhr er sehr philosophisch fort, indem er seine Börse emporhob und dieselbe schüttelte, »sie klingt sehr hohl und enthält in der Tat auch nicht mehr als zehn Goldstücke. Sie selbst besitzen vielleicht noch weniger?«

»Leider«, seufzte die Dame, »ich befinde mich vollständig auf dem Trocknen.«

»Nun, und ich habe Ihnen soeben mein ganzes Vermögen gezeigt.«

Fräulein Krickel fuhr entsetzt auf. Der Börsenspekulant schien plötzlich ungemein in ihrer Achtung gesunken.

»Na, beruhigen Sie sich nur«, sagte dieser lächelnd, »deshalb ist es eben nötig, dass uns beiden geholfen wird, und Papa Pilz soll der Retter sein.«

»Ein tüchtiger Aderlass könnte dem aufgeblasenen dummen Menschen gar nichts schaden. Aber auf welche Weise soll dies geschehen?«

»Sogleich werde ich Ihnen meinen Plan entwickeln. Zunächst erlauben Sie, dass ich noch ein kleines Geschäft abmache.«

Biland war aufgestanden und schlich leise der Tür zu.

»Was wollen Sie tun?«

»Still! Sprechen Sie weiter, tun Sie, als ob unsere Unterhaltung nicht unterbrochen worden wäre.«

»Das ist doch komisch. Was haben Sie denn vor?«

»Mein edler Johann besitzt unter anderem lobenswerten Eigenschaften, auch die, dass er jedes Mal horcht, wenn jemand bei mir ist. Da will ich ihm denn eine kleine, schon längst zugedachte Lektion geben.«

Der Börsenspekulant hatte bei diesen Worten ganz leise die innere Tür geöffnet. Er zog plötzlich den Riegel der äußeren zurück und schleuderte diese mit einem heftigen Stoß nach außen.

»Ach, entschuldigen Sie, Monsieur Jean«, rief er, als dieser nun plötzlich vor ihm stand und sich unter einer heftigen Grimasse die Nase rieb, »ich glaube wirklich, deren Geruchsorgan ist einigermassen in Gefahr gewesen?«

Dieser machte ein sehr einfältiges Gesicht und schien einen Augenblick zweifelhaft, was er tun sollte. Schließlich warf er aber den Kopf in den Nacken und sagte ziemlich trotzig:

»Uf Öhre, Herr Biland, das ist keine Behandlung, wie sie ein Gentleman von dem anderen duldet! Hievon steht nichts in unserem Kontrakt, und wenn ich nicht bedächte ...«

»Dass du ein unverschämter Schlingel bist, der mich täglich betrügt und bestiehlt«, fiel dieser ein. »Und nun kehrt, Monsieur Jean, und seien Sie ganz zufrieden, dass Sie nicht noch zur Zugabe einige wohlverdiente Fußtritte erhalten.«

Mit diesen Worten schlug er dem edlen Johann die Tür vor der Nase zu, und während dieser fortschlich und murmelte, dass sich eine solche Behandlung kein Gentleman, selbst in Plüschhosen und gelben Gamaschen, gefallen lassen könne, kehrte der Börsenspekulant ganz gemächlich auf seinen Platz zurück und setzte, als sei nicht das Geringste vorgefallen, sein unterbrochenes Gespräch ganz ruhig fort.

»Die Sache ist nämlich die«, sagte er, »dass ich mich nur durch eine reiche Heirat oder durch eine hübsche Summe Geld vom

Verderben retten kann, und auch Sie sollen dabei so viel verdienen, dass Ihre Zukunft gesichert ist.«

Die Krickel fuhr freudig überrascht in die Höhe, ihre Augen glänzten von Habgier, Falschheit leuchtete ihr aus dem Gesicht.

»Soviel ich weiß, haben Sie ein ziemlich dehnbares Gewissen«, fuhr ihr Gesellschafter spöttisch fort.

»Nun, jeder ist sich doch unter allen Umständen der Nächste.«

»Natürlich. Und wenn Sie imstande sind, Herrn von Schmalhals eine hübsche Summe in Aussicht zu stellen, so entschließt er sich am Ende doch noch ...«

»Oh, in seinen Armen zu ruhen, muss Seligkeit sein!«

»Also«, sagte Biland, »jetzt passen Sie auf. Wie steht es mit der Heirat zwischen Krauthuber und Klothilde?«

»Sie wird sich niemals dazu hergeben.«

»Aber wenn der Vater sie dazu zwingen will?«

»Sollte er wirklich so weit gehen?«

»Ich habe Grund, dies zu vermuten.«

»Nun, ich kenne Klothilde. In diesem Fall läuft sie lieber mit dem Erstbesten davon.«

»Und wenn ich nun dieser Erstbeste wäre?«

»Sie?«

»Allerdings.«

»Aber an eine Heirat dürfen Sie dabei ebenfalls nicht denken. Wenn sie eine solche Unbesonnenheit begeht, so hat sie dabei gewiss nur den Zweck im Auge, von dem alten widerlichen Krauthuber loszukommen.«

»Nun, meinerwegen. Die Familie ist dann aber blamiert, wenn die Sache in die Öffentlichkeit gelangt. Dem geldstolzen, ehrsüchtigen Pilz wird daher schließlich nichts anderes übrig bleiben, als unser Schweigen mit einer recht anständigen Geldsumme zu erkaufen.«

»Wie viel meinen Sie denn, dass für mich dabei abfallen dürfte?«, fragte Fräulein Krickel verschmitzt.

»Oh, zweitausend Gulden bestimmt und als Zugabe noch ei-

nen Mann?«

»Den Baron?«

»Ich glaube ganz bestimmt«

»Nun, was soll ich also tun?«

»Wenn Klothilde zur Heirat gedrängt wird und keinen Ausweg mehr weiß, so verlangt sie jedenfalls Ihren Rat, denn Sie sind ja ihre nächste Vertraute. Werfen Sie so etwas von einer Scheinflucht hin, um den Vater zu schrecken. Beißt sie an, so geben Sie mir einen Wink, ich werde dann bei der Hand sein.«

»Also eine förmliche Entführung?«

»Eine bloße Vergnügungsfahrt, die aber dem Alten teuer zu stehen kommen soll. Sie müssen Klothilde dann bis zur Eisenbahn begleiten, denn ich bedarf eines Zeugen. Auf diese Weise können Sie auch nur die zweitausend Gulden gewinnen.«

»Gut, so sei es! Garantieren Sie mir aber auch den Mann? Denn einen Mann muss ich unter allen Umständen haben.«

»Auch den garantiere ich Ihnen. Ich kann aber nicht dafür stehen, dass es nicht ein Hampelmann ist.«

»Ein solcher ist mir der Liebste. Wissen Sie, so recht waschlapig muss er sein, damit ich ihn nach Belieben herumstoßen und zerzausen kann.«

»Sie kleiner, lieber Engel! Nun gut, Ihre Wünsche sollen berücksichtigt werden.«

Nachdem Fräulein Krickel noch ein Glas Portwein getrunken hatte, entfernte sie sich, und Biland ließ sein Cab anspannen, auf dessen Rücksitz Monsieur Jean, trotz seiner angelaufenen blauen Nase, in sehr philosophischer Stellung mit übereinandergeschlagenen Armen Platz nehmen musste.

Er lenkte unmittelbar zur Börse.

»Siehe da, da sind Sie ja«, rief einer der sich dort täglich herumtreibenden Pfuschkäler.

»Wundern Sie sich darüber?«

»Durchaus nicht. Ich hörte nur, dass Sie auf längere Zeit verreist sein sollten.«

»Halten Sie Ihre Zunge im Zaum, sonst verletze ich Ihnen eins, selbst auf die Gefahr hin, von hier für einige Zeit ausgeschlossen zu werden.«

Der Fopper entfernte sich mit einem spöttischen Blick.

Unser Bekannter aber murmelte: »Es ist Zeit, dass ich mich fortmache, die Temperatur fängt an, unbehaglich zu werden.«

Etwa acht Tage nach dieser Unterredung trat eines Nachmittags Pilz in das Zimmer seiner Tochter. Er rieb sich sehr behaglich die Hände und blickte lächelnd über Klothildens Schulter.

»Beschäftigt?«, fragte er. »Ich verlangte danach, ein Stündchen mir dir zu plaudern.«

»Das kannst du ja auch, diese Arbeit eilt nicht.«

»Hm, hm«, fuhr Herr Pilz fort, »es ist doch erstaunlich, wie Kunst und Wissenschaft in unserer Familie vertreten sind. Deine Mutter mit ihrer ästhetischen Bildung, du eine Meisterin in der Musik und der Malerei, ich ... na, man soll sich zwar nicht selbst loben ...«

Das junge Mädchen zuckte bereits ungeduldig mit den Schultern.

»Dieses Gemälde, was du da eben in den Händen hieltst, spricht ungemein an.«

»Aber bester Papa, das ist ja gar kein Gemälde. Es ist ein einfaches Fruchtstück *en crayon*.«

»So, so, richtig: *en crayon*. Aber die Perspektive ist meisterhaft, ich kenne das ... bei der letzten Ausstellung sollte ich zur Kunstjury gewählt werden.«

Klothilde fing hell an zu lachen. »Wo soll denn bei einem Fruchtstück die Perspektive herkommen!«

Papa Pilz machte ein ziemlich dummes Gesicht. »Na, lasse es gut sein«, bemerkte er ablenkend, »wir wollen zu einem anderen Gegenstand übergehen.«

»Wie du willst. Beginne nur.«

»Der Krauthuber ist wirklich bis über die Ohren in dich verliebt.«

»Und für mich ist er das wahre Brechpulver.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte der Rentier einen strengen Blick annehmend.

»Na, ich denke, das ist deutlich genug und bedarf keiner weiteren Erklärung.«

»Einer Braut ziemt es nicht über ihren Bräutigam solche Reden zu führen.«

»Bräutigam? Wer hat denn den alten Raben zu meinem Bräutigam gemacht?«

»Krauthuber ist kein alter Rabe, sondern ein sehr interessanter Goldkarpfen. Du wirst mit ihm eine ganz glückliche Ehe führen. Ich weiß es bestimmt, er wird dir volle Freiheit lassen und dir alles, was dein Herz begehrt, geben.«

»Und wenn er mir alle Herrlichkeiten der Welt böte, so möchte ich ihn doch nicht.«

Der Geldmann zog die Stirn finster zusammen. »Höre, mein Kind«, sagte er, »ich bin dir bisher ein sehr nachsichtiger Vater gewesen. Ich habe dich stets unbehindert deinen Weg gehen lassen.«

»Das ist schlimm genug«, antwortete Klothilde in steigender Erregtheit, »hättest du und Mama sich mehr um mich gekümmert, so würde mein Charakter vielleicht in mancher Beziehung ein anderer geworden sein. Aber du verstandest es niemals ...«

»Was«, rief der eitle, aufgeblasene Emporkömmling verletzt, »ich verstand niemals etwas?«

Klothilde zuckte mit den Achseln. »Du verstandest es niemals, mir den Weg durchs Leben zu zeigen und meinen Anschauungen eine bestimmte Richtung zu geben.«

»Und deshalb willst du Krauthuber jetzt nicht nehmen?«, sagte Pilz, dessen dicker Hirnschädel ihn verhinderte, den Sinn zu verstehen, welcher in den Worten seiner Tochter lag.

»Ich will ihn deshalb nicht, weil eine solche Heirat überhaupt gegen alle Gesetze der Natur spricht.«

»Gesetze der Natur? Was gehen mich die Gesetze der Natur

an. Ich habe nicht nötig, nach irgendjemandem zu fragen, also auch nicht nach der Natur. Wenn du übrigens erst verheiratet bist, kannst du tun, was du willst. Es gibt viele junge Frauen, die sich in solchen Verhältnissen sehr glücklich fühlen.«

»Genug! Genug! Ich bitte dich, höre mit dieser Sache auf und quäle mich nicht länger.«

»Ich dich quälen? Ich will nur dein Glück. Außerdem könnte ich aber auch gar nicht mehr zurücktreten, selbst wenn ich wollte.«

Klothilde sah ihren Vater betroffen an. »Ich denke, hier bin ich es, welche das letzte Wort zu sprechen hat?«

»Ich habe mich bereits gegenüber Krauthuber gebunden, die Sache ist von uns geschäftsmäßig betrieben worden.«

Das junge Mädchen betrachtete den Vater mit einem Blick, der halb Verachtung, halb Schmerz ausdrückte.

»Dein einziges Kind hast du zum Gegenstand eines Geschäftes gemacht, das Glück meiner ganzen Zukunft ist von dir in schmutziger Weise verschachert worden?«

»Unsinn! Du hast von jeher überspannte Ansichten an den Tag gelegt. Sei vernünftig, indem du dich fügst. Mache mich nicht unglücklich, bringe mich nicht an den Bettelstab.«

Klothilde lachte hell auf. »Sie, der Millionär ... wie sollte denn das kommen?«

»Die Sache ist die, dass ich an Krauthuber sechstausend Gulden Reugeld zahlen muss, wenn die Heirat rückgängig wird. Sechstausend Gulden! ... Ich wäre ein ruiniertes Mann.«

»Eine solche Summe ist für Sie ja eine Bagatelle. Wohlan, mein Vater, opfern Sie dieses Geld und tauschen Sie dafür den Dank und die Liebe Ihres Kindes ein.«

Der alte Geizhals schüttelte halsstarrig mit dem Kopf. »Es geht nicht, ein solcher Verlust würde einen zu tiefen Riss in mein Kapital machen. Außerdem wäre es gegen alle kaufmännische Klugheit.«

Klothildens Augen funkelten. »So bin ich also wirklich in Ihren

Augen nichts weiter als ein Handelsartikel?«

»Mein liebes Töchterchen bist du«, sagte Pilz schmeichelnd.

»Nun, was soll also geschehen?«

»Du wirst hübsch artig sein und dich fügen. In vierzehn Tagen, denke ich, feiern wir deine Verlobung.«

»In vierzehn Tagen? Ach, das ist allerliebste!« Klothilde klatschte in die Hände, indem sie in ein helles Gelächter ausbrach.

Der bornierte Vater stutzte doch, er sah sie misstrauisch an.

»Und wann ist denn die Hochzeit?«, fragte das junge Mädchen.

»Nun, ich denke etwa vier Wochen später. Im Vertrauen kann ich dir sagen, dass Krauthuber dir ein jährliches Nadelgeld von fünftausend Gulden aussetzen wird.«

»Fünftausend Gulden?«

»Ja, und einen Brillantschmuck erhältst du, um den dich manche Fürstin beneiden wird.«

»Das ändert freilich die Sache. Doch nun gehen Sie, lieber Vater, ich fühle mich doch etwas aufgeregt und bedarf der Ruhe.«

»Hast du nun aber auch wirklich jeden Widerstand aufgegeben?«, fragte Pilz noch immer misstrauisch.

»Ganz gewiss, Sie sollen Ihre Freude an mir haben! Aber nun verlassen Sie mich, ich empfinde das Bedürfnis des Alleinseins.«

»Gut, ich gehe. Oh, ich kenne Euch Frauen ja, die eine gleicht auf ein Haar der anderen! Nicht wahr, fünftausend Gulden Nadelgeld und einen so kostbaren Schmuck wurden von dir nicht erwartet?«

»Nein, wirklich nicht. Du hast mir in der Tat eine außergewöhnliche Überraschung bereitet. Nun, ich werde bemüht sein, mich zu revanchieren!«

»Gut, gut, Kind, ich bin schon zufrieden die sechstausend Gulden gerettet zu haben. Also in vierzehn Tagen! ... Oh, hast du dich nur erst an den alten Burschen, den Krauthuber, gewöhnt, so wirst du dich ganz behaglich fühlen. Er ist gar nicht so uneben.«

Als der Geldmann das Zimmer seiner Tochter verlassen hatte,

sank diese aufs Sofa und brach in einen Tränenstrom aus. Krampfhaft schluchzte das junge Mädchen auf. Man konnte erkennen, dass eine Natur wie die ihre, welche niemals daran gewöhnt worden war, sich zu zähmen, im Kampf der erregten Leidenschaften furchtbar litt.

»Also verkauft, verschachert wie ein Stück Ware!«, rief sie, »sechstausend Gulden galten dem reichen Mann mehr als das Glück seines einzigen Kindes ...!« Drohend streckte sie den Arm aus und lachte hell auf. »Ha, ha, ein sauberer Schacher, eine Verkupplung der schmutzigsten Art! ... Nun gut, sie zwingen mich zur Selbsthilfe und sie sollen ihren Willen haben! ... Mag der liebe Papa dann sehen, wie er die Sachen wieder ins richtige Gleis bringt. Vorläufig bin ich aber entschlossen, durch diese so fein aufgestellte Rechnung einen dicken Querstrich zu machen, und ihnen rücksichtslos Trotz zu bieten.«

Sie setzte sich an ihren Arbeitstisch und schrieb ein Billett an ihre Vertraute, Therese Krickel, in welchem sie diese einlud, sie für den Nachmittag zu besuchen, da sie ihres Rates in einer dringenden Angelegenheit bedürfe. Die Krickel hatte natürlich wieder nichts Eiligeres zu tun, als Herrn Emil Biland zu benachrichtigen, dass »Etwas« im Werke sei und dass er wohl daran tun würde, sich in der Nähe aufzuhalten, wenn man seiner bedürfen sollte. Dieser rieb sich sehr vergnügt die Hände. Während Therese zur vereinbarten Zeit zu ihrer Freundin eilte, saß der Börsenspekulant im Kaffeehaus, seine feine Regalia gemütlich rauchend, und sich bereits an den Gesichtern ergötzend, welche Papa Pilz schneiden möchte, sobald ihm die Notwendigkeit eines kleinen Aderlasses angekündigt würde.

»Was gibt es denn, mein armes Täubchen sieht ja so bleich aus?«, sagte Fräulein Krickel heuchlerisch, als sie bei Klothilde eintrat und dieser gegenüber Platz nahm.

»Oh, Therese, Sie glauben nicht, wie schwer mein Herz ist. Denken Sie sich, mein Vater besteht darauf, dass ich die alte Vogelscheuche, den Krauthuber, heiraten soll.«

Therese machte eine erschrockene und zugleich abwehrende Bewegung.

»Unmöglich! ... Sie, mit Ihrem lebhaften, feurigen Geist und dieses alte, mit Watte ausgestopfte Gerippe ...!«

»Und dennoch ist es so. Ach, diese fluchwürdige Geldgier, diese unersättliche Habgier, der auch ich zum Opfer fallen soll!«

»Das darf nicht geschehen!«, rief die Krickel in scheinbarer Gefühlsaufwallung.

»Es wird auch nicht geschehen, das schwöre ich Ihnen! Ich habe einen Entschluss gefasst, der mich mit einem Schlag von dieser alten Kreuzspinne befreien soll. Mag daraus werden, was da will. Ich kehre mich nicht daran, aber ich bedarf dazu Ihres Beistandes, teure Therese, und mehr als je rechne ich jetzt auf Ihre Freundschaft.«

Die Krickel verdrehte sehr sentimental ihre falschen Augen.

»Geliebte Klothilde, kein Opfer ist mir zu schwer, wenn es Ihr Wohl gilt«, rief sie heuchlerisch, »was gibt es hier auf Erden Erhabeneres als die Freundschaft!«

»So hören Sie. Sie wissen, es gebricht mir nicht an Mut, ich besitze die Kraft, mich über manche Bedenklichkeiten hinwegzusetzen. Da nun meinem Vater sechstausend Gulden lieber sind, wie ich ihm bin ...«

»Sechstausend Gulden? ... Wie soll ich das verstehen?«

»Nun, er hat sich verpflichtet, diese Summe an Krauthuber als Reugeld zu zahlen, wenn die Heirat nicht zustande kommt.«

»Abscheulich!«, rief die Krickel, indem sie so tat, als ob Sie vor moralischer Entrüstung überfließe.

»Ich werde also heimlich entfliehen.«

»Entfliehen?«

»Ja, in die nächste Seestadt.«

»Und allein?«

»Nein, Sie sollen mich begleiten.«

»Kind«, sagten die Zweiunddreißigjährige, »das wäre eine Komödie, die nicht die geringste Wirkung hervorbringen würde.

Man würde uns ruhig wieder zurückholen und diesen kleinen Ausflug einer Ihrer vielen sonderbaren Launen zuschreiben. Eine solche Reise in der Gesellschaft einer älteren Freundin hätte auch gar nichts Auffallendes.«

»Nun, so geben Sie mir einen Rat, wie ich es anfangen, einen Eklat herbeizuführen.«

»Oh, wie schwer stellen Sie meine Freundschaft auf die Probe!«, seufzte die Krickel mit einer neuen Augenverdrehung. »Ich riskiere, um alle die Vorteile zu kommen, die ich in dem Haus Ihrer Eltern genieße und in meiner hilflosen Lage ...«

»Aber mich verpflichten Sie dadurch zum neuen Dank und schließlich bin ich doch die Erbin dieser Reichtümer.«

Nun warf sich die andere an die Brust Klothildens. »Wenn Sie mich jemals verlassen könnten ...«

»Niemals! Dies schwöre ich Ihnen bei allem, was mir heilig ist. Sie wissen, ich besitze kein undankbares Herz.«

Um ihrer Freundin sogleich den Beweis hierfür zu liefern, eilte sie an ein mir Perlmutter ausgelegtes Kästchen, holte einen kostbaren Brillantring aus diesem und ergriff Theresens Hand.

»Diesen müssen Sie als Andenken an mich tragen. Ich habe Ihnen diesen schon längst zgedacht.«

»Oh nein«, rief die Krickel, und tat so, als ob sie ihre Hand zurückziehen wollte. Aber es war nur ein ganz schwacher Widerstand, und in der nächsten Minute glänzte das kostbare Geschenk an ihrem Finger.

»Geliebte Klothilde ...!«

»So lassen Sie es doch gut sein, die Kleinigkeit ist ja des Dankes nicht wert. Was raten Sie mir also?«

»Nun, Ihr Wohl geht mir natürlich über alles und diesem gegenüber treten also auch alle Bedenken zurück. Am Ende wird sich auch eine kleine Unbesonnenheit wieder ausgleichen lassen. Sie bestehen somit noch auf Ihrer heimlichen Flucht?«

»Sie meinen ja, dass dieselbe nutzlos wäre ...«

»Nein, die Idee ist ganz gut, aber die Ausführung muss eine

ganz andere sein. Sie müssen sich förmlich entführen lassen. Dann ist der Eklat fertig. Man wird froh sein, die Sache vertuschen zu können und an Ihnen ist es dann, Ihre Bedingungen zu stellen.«

Die leicht erregbare Klothilde klatschte in die Hände. »Köstlich! Aber wer übernimmt die Rolle des Entführers, denn im Ernst habe ich doch keine Lust eine solche Szene aufzuführen.«

»Nun, ich kenne einen Herrn, dem wir vertrauen dürfen.«

»Wer ist das? Nennen Sie mir seinen Namen.«

Therese beugte sich zum Ohr des jungen Mädchens und flüsterte: »Biland würde sich dazu bereitfinden.«

Klothilde fuhr doch erschrocken zusammen. »Er? Ich traue ihm nicht, er könnte die Sache doch ernster nehmen als mir lieb wäre.«

»Hierfür übernehme ich die Garantie. Ich kenne ein Geheimnis von ihm.«

Die junge Dame horchte hoch auf.

»Nun, höchstens kann es Ihrem Vater einige Tausend Gulden kosten. Machen Sie sich daraus etwas?«

»Nicht das Entfernteste. Aber das Geheimnis? Was ist das für ein Geheimnis?«

»Biland ist bankrott. Er steht auf dem Punkt, sich seinen Gläubigern durch heimliche Flucht zu entziehen.«

»Nun begreife ich! Er will sich noch das Reisegeld und etwas mehr heraus schlagen?«

»Ich weiß es nicht«, bemerkte die schlaue Krickel, »aber ich setze voraus, dass er in seiner bedenklichen Lage gern die Gelegenheit ergreifen wird, sich in den Besitz von Geldmitteln zu setzen.«

»Krauthuber bin ich dann auf jeden Fall für immer los«, sagte Klothilde nachdenkend.

»Natürlich. Übrigens müssen Sie jemand haben, der Ihrem Vater imponiert, und dazu ist Herr Biland der Mann. In summa, man wird froh sein, das Schweigen der Personen, welche in das

Geheimnis eingeweiht sind, zu erkaufen, und nach ein paar Monaten hat sich die Sache im Sande verlaufen.«

»Und Sie?«

»Ich bleibe natürlich hier zurück, um darüber zu wachen, dass nichts von Ihrer Flucht in die Öffentlichkeit gelangt und Ihren Vater an jeder ungeschickten Übereilung zu verhindern.«

»Köstlich!«, entgegnete Klothilde lachend, nicht ohne einen Anflug von Rache. »Mich hat man mitleidslos opfern wollen, mag es meinem Vater nun auch ein paar Tausend Gulden kosten. Die Strafe für ihn ist keine harte, er bleibt deshalb doch der reiche Mann von vorher.«

»Nun, und was soll mit Biland geschehen?«

»Verhandeln Sie mit ihm, ich gebe Ihnen Vollmacht. Donnerstagabend um acht Uhr treffe ich mit ihm auf dem Bahnhof zusammen.«

»Gut. So will ich jetzt gehen.«

»Aber erklären Sie ihm bestimmt, dass er sich keine falschen Hoffnungen machen soll. Nicht einmal in demselben Coupé darf er mit mir fahren. Ich benutze bloß seine Dienste, so weit sie mir nötig scheinen. Und im Übrigen mag er sich nach seiner Art dafür bezahlt machen.«

»Nun, ich glaube, weiter zu gehen, liegt auch gar nicht in seiner Absicht, denn er hat Eile, seine Gläubiger werden bald hinter ihm her sein.«

»So gehen Sie, liebe Therese, morgen bringen Sie mir Bescheid.«

Die »liebe Therese« drückte das junge Mädchen sehr warm ans Herz und entfernte sich.

Klothilde aber stand aufrecht im Zimmer und lächelte mit der ihr eigenen Entschlossenheit.

»Ich tue diesen Schritt mit vollem Bewusstsein«, sagte sie, »ich gehöre nicht zu den energielosen Wesen, die an ihrer eigenen Schwäche zugrunde gehen! Was ein Mann kann, vermag eine Frau auch, wenn sie will! Hat man mich in schmutziger Weise

verschachern wollen, so mögen diejenigen, welche den Handel anfangen, nun auch die Folgen tragen, wenn dieser fehlschlägt. Jeder ist sich selbst der Nächste und ich habe keine Lust, mich einem alten widerwärtigen Mann mit gebundenen Händen überliefern zu lassen.«

Sie öffnete das Fenster und spielte einen Strauß-Walzer. Dann ließ sie ihre Stimme erklingen und sang in hellen Tönen ein heiteres Lied, als käme es ihr so recht aus dem Herzen. Unten saß Papa Pilz, lauschte, rieb sich die Hände und machte ein höchst behagliches Gesicht.

»Ah ha«, murmelte er, »das Vöglein schlägt bereits wieder mit den Flügeln, die es noch vor einer Stunde hängen ließ! Oh, es geht doch nichts über Verstand und Weisheit! ... Ja, ja, ich kenne die Frauen, ich habe ihre Natur studiert, die eine gleicht auf ein Haar der anderen!«

»Guten Abend, verehrter Freund«, schallte es von der Straße her zu ihm herüber.

Herr Pilz fuhr ordentlich zusammen. »Wie, Sie sind es, mein werter Herr Berthold? Wollen Sie nicht einen Augenblick näher treten?«

»Ja, ich bin es«, grinste dieser, »hoffentlich doch recht wohl? Gut gelaunt?«

»Vorzüglich! Ich glaube, ich könnte selbst mit dem Teufel anbinden.«

Berthold lachte hell auf. »Der Witz ist nicht übel! Wohl bekomm's!« Und damit lüftete er seinen Hut und schritt weiter.

»Wohl bekomm's?«, brummte Pilz, »was soll mir denn wohl bekommen? Der ist gewiss eben vom Diner aufgestanden!«

Der falsche Berthold aber lachte noch immer gemütlich in sich hinein.

»Er denkt Wunder, was er für einen klugen Streich ausgeführt hat«, murmelte er, »während ich ihn doch bereits am Kragen halte. Nun, spiele nur immer deine besten Trümpfe aus, alter Narr. Die Karten sind von mir gemischt und du sollst nicht umsonst

den Teufel herausgefordert haben!«

Er bog um die nächste Ecke, während der Geldmensch sich sehr zufrieden erhob und sich in seiner Aufgeblasenheit nun wirklich einbildete, dass er ein Recht dazu habe, auf andere ehrliche Leute mit souveräner Betrachtung herabzublicken. Armer Pilz! Trotz deiner goldenen Umkleidung bist du inwendig ja doch nur mit Stroh ausgefüllt!

Zwei Tage später konnte man schon in ziemlich vorgerückter Abendstunde eine junge Dame, deren Gesicht sorgfältig durch eine Kapuze verhüllt war, bemerken, welche in auffallender Hast und nicht ohne Scheu die Straße entlang eilte. An der Ecke derselben hielt sie einen Fiaker an und befahl dem Kutscher zum Bahnhof zu fahren. Tief in den Fond des Wagens gedrückt, fuhr sie mehrere Male wie fröstelnd zusammen und zweimal erhob sie sich, um das Fuhrwerk wieder zu verlassen, kämpfte diesen Entschluss aber schließlich durch eine energische Anstrengung immer wieder nieder.

»Ich habe mir doch fast mehr zugetraut, als ich zu leisten vermag«, murmelte sie, »es übersteigt beinahe meine Kräfte, aber ...« Sie machte eine Gebärde des Abscheus. »Oh, lieber in den Tod als an der Seite dieses widerlichen abgelebten Greises durchs Leben gehen!«

Indem hielt der Wagen und die Glocke gab auf dem Bahnhof das erste Zeichen zur Abfahrt. Rasch öffnete sie den Schlag, bezahlte den Kutscher und eilte zum Perron, auf welchem die Reisenden bereits hin und her wogten.

Einen Augenblick stand sie still und blickte verwirrt und ängstlich um sich, dann atmete sie erleichtert auf, als ein Herr auf sie zueilte und sich höflich vor ihr verbeugte.

»Gott sei Dank, dass Sie da sind, ich suchte Sie schon allenthalben!«

»Ein solches Rendezvous versäumt man nicht, besonders wenn es gilt, eine der reichsten Erbin zu entführen«, sagte Biland mit einem halb leichtsinnigen, halb dreisten Lächeln.

Klothilde errötete. »Ich weiß wohl, ich habe mich gewissermaßen in ihre Gewalt begeben«, bemerkte sie mit kaltem Stolz, »aber wenn Sie die Bedingungen brechen, unter welchen dies geschah, so ist es für mich noch immer Zeit, umzukehren.«

»Nu, nu«, murmelte Biland, »wenn Sie sich wirklich nicht von mir entführen lassen wollen, so ist es mir auch recht. Papa Pilz soll dann die Rechnung schon bezahlen.«

»Das kümmert mich nicht. Jetzt merken Sie wohl auf.«

»Wir spielen also wirklich nur Komödie?«

»Das wissen Sie ja. Ihre Rolle besteht darin, in den Augen meines Vaters so zu tun, als ob Sie mich wirklich entführt hätten. Im Übrigen werden Sie sich streng von mir entfernt halten, sodass ich Ihnen sogar untersage, mit mir in einem Coupé zu fahren.«

»Das ist aber doch eigentlich mehr, wie Sie in Ihrer Lage beanspruchen können«, warf Biland ziemlich unverschämt hin.

»Und wie ist denn Ihre Lage?«, entgegnete ihm die junge Dame lachend kalt ins Gesicht. »Sie machen sich heimlich aus dem Staube und werden froh sein, sich auf der See zu befinden, ehe der von Ihren Gläubigern in Bewegung gesetzte Telegraf Sie einholt. Wüsste ich nicht, dass ich Sie auf diese Weise schon in den nächsten 24 Stunden für immer los sein würde, so hätte ich mich Ihnen nie anvertraut.«

»Das heiße ich doch wenigstens offen sprechen«, sagte Biland lachend. »Nun gut, wie Sie befehlen, dann setze ich die Reise nach Amerika ohne Frau fort.«

Inzwischen gab die Glocke zum zweiten Mal das Zeichen.

»Haben Sie die Billets?«, fragte Klothilde.

»Hier ist das Ihre. Leben Sie wohl, in Bremen stelle ich mich zur weiteren Disposition.«

Die junge Dame schlüpfte in ein Coupé, welches einer der Schaffner öffnete. Ihr Begleiter nahm in einem anderen Platz.

Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, als hinter einem der Pfeiler eine Gestalt hervortrat, welche sich bisher dort verborgen gehalten hatte. Monsieur Jean, der Diener des Börsenspe-

kulanten, entpuppte sich als der große Unbekannte, als er ins Laternenlicht trat. Etwas verblüfft blickte er zwar dem dahinbrausenden Zuge nach, aber sein Spürvermögen schien ihn doch auf die richtige Fährte gebracht zu haben. Bedeutsam legte er den Finger an die Nase, während er gleichzeitig einen gedehnten pfeifenden Ton ausstieß.

»Geht mir da ein Licht auf ...? Deshalb also: ›Mein lieber Johann, heute kannst du dir ausnahmsweise ein Vergnügen machen. Hier hast du drei Gulden. Geh und opfere dem Bacchus nach Herzenslust. Vor zehn Uhr bedarf ich deiner nicht ...!‹ Ja, so sagte er, aber glücklicherweise sind wir auch nicht von gestern! ... Wir haben Bildung und Erziehung genossen und verstehen es, gewisse junge Herren zu beurteilen, welche ihren Dienern den Lohn und die gemachten Auslagen zu bezahlen vergessen und die sich obendrein noch herausnehmen, Gentlemen, wie ich einer bin, auf plebejische Weise mit Fußstritten zu traktieren! ... Also gut, ich hab mich auf die Lauer gelegt und weiß jetzt, woran ich bin! ... Dampf hat er den Leuten schon längst in die Augen geblasen und mit Dampf hat er sich jetzt aus dem Staub gemacht! ... Na, als ein echter Gentleman in kurzen Plüschhosen und gelben Gamaschen werde ich so handeln, wie es die Ehre mir gebietet. Morgen verkaufe ich den Goldfuchs und dann lege ich ihm die quittierte Rechnung auf den Tisch und gebe den Stubenschlüssel beim Portier ab. Und dann, Monsieur Johann, haben Sie die Gewogenheit, sich nach einer anderen Stelle umzusehen, wo das Lohnverhältnis ein besseres und das Fußtrittverhältnis ein weniger fortschrittliches ist.«

Der edle Johann hatte unter diesen Betrachtungen den Rückweg zur Stadt angetreten, blieb aber plötzlich stehen, legte abermals den Finger an die Nase und nahm sein Selbstgespräch wieder auf.

»Wie ist mir denn, das Dämchen muss ich ja kennen ...?«

Wieder folgte ein langgedehnter Pfiff und dann fuhr er fort: »Bei Kavalierparole, wie des Grafen Kammerdiener, der durch-

triebene Spitzbube, immer zu sagen pflegt, jetzt geht mir ein Licht auf! ... Bei Gott, eine ganz hübsche Idee, so durchzubrennen und sich eine Reisegefährtin, die einmal eine halbe Million zu erwarten hat, mitzunehmen! ... Na, der alte Pilz wird sich schon freuen, wenn er das hört. Ich aber freue mich noch mehr, dass ich ihm die Nachricht bringen kann. Denn unter die Leute darf die Sache doch nicht kommen und ergo, alter Herr, unter zweihundert Gulden lass ich mir mein Schweigen nicht erkaufen.«

Während der würdige Gentleman in den kurzen Plüschhosen direkt auf die palastähnliche Wohnung des Geldmannes zusteuerte, saß dieser behaglich in einem Sessel und studierte die eben eingetroffene Abendzeitung. Er war gerade bei dem Abschnitt »Vermischte Nachrichten« angelangt und überflog eine kleine tragische Geschichte, nach welcher ein junges Mädchen mit ihrem Liebhaber heimlich die Flucht ergriffen hatte, weil ihre Eltern die Heirat beider hartnäckig zu verhindern gesucht hatten.

Herr Pilz zog mit einer gewissen kalten, abwehrenden Erhabenheit die Augenbrauen in die Höhe. »Gott sei Dank«, murmelte er, »solchen Gefahren ist unser einer nicht ausgesetzt! Unvergleichliche Würde, die das Kapital verleiht! ... Vornehme Abgeschlossenheit, die einen solchen Fall ganz undenkbar macht! ... Erhabener Standpunkt, der eine derartige profane Verwirrung nicht zulässt!«

In diesem Augenblick ließ sich ein Geräusch vernehmen. Halbgott Pilz blickte auf und der lange Diener, welchen die Leser schon kennen, stand vor ihm.

»Was gibt es?«, fragte der zu Fleisch und Blut gewordene Geldsack mit der Miene eines Jupiters.

»Der Diener des Herrn Biland steht draußen. Er behauptet, der Überbringer einer wichtigen Nachricht zu sein.«

»Gewiss eine Depesche, die eben noch eingetroffen ist, und morgen gehen die Kurse vielleicht schon um ein Prozent zurück«, dachte der Krösus.

»Soll der Mensch eintreten?«, fragte der Lange.

»Lass ihn hereinkommen!« Und Herr Pilz erhob sich. »Nun?«, fragte er, als Monsieur Jean mit einer tiefen Verbeugung näher trat.

Der Gentleman in den Plüschten warf ihm heimlich einen höhnischen Blick zu.

»Es hat sich etwas ereignet, Euer Gnaden.«

»Auf der Börse?«

»Nein, auf dem Bahnhof.«

»Brennt es dort?«

»Ja, von Brennen ist allerdings dabei die Rede, das heißt von Durchbrennen.«

»Wie soll ich das verstehen?«, fragte der Halbgott mit einem strengen Blick.

»Um mich präziser auszudrücken«, fuhr Johann fort, »erlaube ich mir ganz gehorsamst zu melden, dass Herr Biland, ohne von seinen Gläubigern Abschied zu nehmen, plötzlich abgereist ist.«

Herr Pilz fuhr überrascht einen Schritt zurück. »Was, Schulden halber entflohen?«

»Zu dienen, Gnaden. Aber das Beste kommt noch.«

»Nun?«

»Eine junge Dame, die Ihrer Fräulein Tochter auf ein Haar ähnlich sieht, befand sich in seiner Gesellschaft.«

Der Geldmann riss die Augen weit auf, sein ganzer Körper zitterte, er musste sich auf eine Stuhllehne stützen.

Jean betrachtete diese Szene mit der Ruhe eines Philosophen.

»So etwas kommt wohl mitunter vor«, bemerkte er trocken.

»Was kommt vor?« Der stolze Mann wollte auffahren, aber das Selbstvertrauen hatte ihn bereits verlassen und die Klugheit mahnte zur Vorsicht.

Er trat an den Klingelzug. »Ich lasse meine Tochter ersuchen, auf einen Augenblick zu mir herunter zu kommen«, sagte er zu dem Diener.

Inzwischen schritt er unruhig im Zimmer auf und ab, der

Schweiß stand ihm auf der Stirn.

»Das gnädige Fräulein hat bereits seit einer Stunde das Haus verlassen«, meldete der zurückkehrende Lakai, »aber auf ihrem Tisch lag dieser Brief.«

Die Hand des Halbgottes bebte, als er diesen ergriff, ein einziger Blick in diesen sagte ihm, dass Johann die Wahrheit berichtet hatte.

Seine Knie zitterten, sein Gesicht war erdfahl, aber sein Stolz gab ihm doch die Kraft, sich einem solchen Burschen gegenüber zu beherrschen.

»Es ist gut, Ihr könnt gehen«, sagte er trocken, »meine Tochter hat allerdings eine kleine Reise angetreten, wie sie mir eben berichtet.«

Der edle Johann blieb wie angewurzelt stehen.

»Nun, auf was wartet Ihr noch?«

»Auf die zweihundert Gulden, Gnaden.«

»Auf was für zweihundert Gulden?«

»Ei, ich denke, damit werden Sie mein Schweigen nicht zu hoch erkaufen. Dünkt es Ihnen aber zu viel, so gehe ich zur Redaktion des ›Tageblatts‹ und dann ist die Geschichte morgen in der ganzen Stadt bekannt.«

Zum ersten Mal fühlte der Krösus, dass er trotz seines Mammons in diesem Augenblick eigentlich doch ein recht armer Mann sei.

»Nun, Euer Gnaden, wie steht's? Meine Zeit ist gezählt.«

Pilz holte zwei Banknoten hervor. »Da, nehmt, ich schenke Euch dies, weil Ihr wahrscheinlich durch Herrn Biland Verluste erlitten habt. Aber merkt es Euch wohl: Meine Tochter ist mit meinem Wissen und meinem Willen verreist. Und wenn Ihr Euch erdreistet, Verleumdungen auszusprechen ...«

Herr Jean fühlte sich plötzlich durch die Banknoten, welche er in der Hand hielt, in eine höchst noble Stimmung versetzt.

»Unter Gentlemans genügt das Wort«, sagte er, indem er sich sehr zuvorkommend verbeugte, »und wie mein früherer Herr,

der Baron von Kaltenbach, zu sagen tun pflegte: Uf Kavalierrpale!«

»Schon gut«, rief Pilz, und schob den vorlauten Burschen zur Tür hinaus.

Nun sank er selbst aber auf einen Stuhl und stöhnte tief auf.

»Entflohen, und mit einem solchen Menschen! ... Wenn die Sache ruchbar wird! ... Mein Ansehen, mein Ruf, meine Ehre! ... Was soll ich armer unglücklicher Mann tun? Die sechstausend Gulden sind verloren, aber gern gebe ich noch sechstausend dazu, wenn sich die Sache ausgleichen lässt, ohne dass die Welt davon etwas erfährt!«

Wie wahnsinnig rannte er im Zimmer umher und zum ersten Mal fühlte er Gewissensbisse. »Die Pest über den Krauthuber. Wie konnte ich nur daran denken, an den alten widerlichen Kerl mein lebenslustiges Kind zu verschachern! ... Oh, oh, es war eine schwere Sünde und jede Sünde straft sich hart! ... Wo finde ich Trost, wo finde ich Beistand? Eine Mutter, die sich bei ihrer Überspanntheit nie um ihre Tochter kümmerte, deren Kopf nur mit Romantik angefüllt ist und welche darüber ihre Pflichten gegen Mann und Kind vergisst! ...«

Wieder stürmte er durchs Zimmer und wieder seufzte er tief auf. Plötzlich blieb er stehen und richtete sich ermutigt in die Höhe, als wenn ihm ein rettender Gedanke gekommen wäre.

»Ich kenne nur eine Person, die mir in dieser schweren Stunde einen besonnenen Rat zu erteilen vermag«, murmelte er, »und das ist die Krickel. Die Krickel, mit ihrem klaren, nüchternen Verstand wird mir sagen, was ich tun soll. Die dort oben«, fuhr er mit einer abwehrenden Gebärde fort, »wird das Unglück noch früh genug erfahren, und wer weiß, wer weiß, ob sie dann nicht zur Genüge getan zu haben meint, wenn sie unter Händeringen die Augen verzweiflungsvoll verdreht und in Ohnmacht fällt.«

Er klingelte abermals. »Eile unverweilt zu Fräulein Krickel ... (Anmerkung der Redaktion: Seiten 159 bis 160 fehlen im Original) ... Bahnhof, als beide abfahren, aber ich habe ihm den Mund

mit zweihundert Gulden gestopft.«

»So hören Sie. Ihre Gemahlin auf das Ereignis vorzubereiten, übernehme ich. Klothilde muss plötzlich gefährlich erkrankt sein. Ihr Hausarzt, ein alter erfahrener ehrenwerter Herr, wird sich nicht weigern, dies zu bestätigen, ohne Sie gerade indiskret auszufragen oder darüber außerhalb Ihres Hauses zu sprechen.«

»Er ist zuverlässig. Seit zwanzig Jahren geht er hier aus und ein und von manchem Familiengeheimnis ist er Mitwisser.«

»Nun, und auf mich können Sie sich vollends verlassen. Oh«, fuhr die Krickel heuchlerisch fort, »warum war es mir gerade in dieser unglücklichen Stunde nicht vergönnt, meiner armen verblendeten Klothilde schützend zur Seite zu stehen!«

»Sie sind ein edles Wesen, lassen Sie mich nur nicht im Stich! Sie sollen mich dankbar finden.«

»So beschleunigen Sie Ihre Abreise. Ich werde inzwischen jeden den Zugang zu Klothildes Zimmer verwehren. Mir dem Arzt nehme ich Rücksprache, Ihre Gattin und ich müssen abwechselnd bei der schwer Erkrankten wachen.«

»Aber wo finde ich die Flüchtlinge in Bremen?«

»Sehen Sie die Fremdenbücher in den ersten Hotels nach, doch vermeiden Sie dabei jedes Aufsehen und auch die Rückreise müssen Sie so einrichten, dass Sie bei Nacht hier ankommen.«

Nach dieser Instruktion beeilte sich Pilz als moderner Odysseus seine Reise anzutreten. Bereits eine Stunde später befand er sich unterwegs.

Fräulein Therese hatte inzwischen die Dame des Hauses aus ihren dichterischen Träumen gerüttelt und ihr diesmal statt der Poesie die nackte Prosa unter die Augen gehalten. Die arme Frau schrie laut auf und in ihrem Schmerz klagte sie sich rücksichtslos als Schuldige an. »Mein armes verblendetes Kind«, rief sie, »wäre es sich weniger selbst überlassen gewesen, hätte ich mich mehr um dasselbe gekümmert, so würde es nimmermehr eine solche Torheit begangen haben! ... Ach, diese Anklage lastet schwer auf meinem Gewissen ... Wie soll ich vor den Menschen,

wie soll ich vor Gott bestehen können! ...«

»Vor den Menschen wird die Sache hoffentlich verborgen bleiben«, bemerkte Fräulein Therese, »und Gott können Sie dadurch am besten aussöhnen, wenn Sie die ästhetischen Unterhaltungen mit dem Baron von Schmalhans für immer abbrechen. Oh, wer begreift den Zauber der ersten Jugendliebe!«, fügte sie mit einer sentimentaligen Augenverdrehung hinzu. »Ja, es gibt edle weibliche Herzen, welche dem Mann, dessen Bild sie still im Herzen tragen, selbst gewisse begangene Torheiten großmütig zu verzeihen bereit sind. Wäre ich reich, nein, hätte ich nur einige Tausend Gulden ...«

»Sie sollen sie haben«, rief die verängstigte Mutter, »Sie sollen sie haben, nur schaffen Sie mir mein Kind wieder herbei.«

»Ei«, tröstete die Krickel, »Klothilde hat einen festen entschiedenen Charakter, und ich stehe Ihnen dafür, dass sie diesen Hasenfuß, den Biland, im Zaum halten wird.«

»Davon bin ich auch überzeugt, sie besaß ja stets Sinn für Ehre, aber deswegen begreife ich eben nicht, wie sie sich so weit vergessen konnte.«

»Nun hoffen wir das Beste. Begeben wir uns jetzt auf unseren Posten, um die schwer Erkrankte zu pflegen.«

Fräulein Krickel wusste alles so geschickt einzurichten, dass die Dienerschaft in Wahrheit an die fingierte Krankheit ihrer jungen Herrin glaubte. Als am anderen Morgen vollends der ins Geheimnis gezogene Arzt mit sehr bedenklichem Gesicht beim Weggehen nochmals dringend Eisumschläge anordnete und die genaue Einhaltung der von ihm gemachten Anordnungen empfahl, verschwand vollends jeder Zweifel, obgleich die Zofe allerdings bedenklich mit dem Kopf schüttelte, als sie für acht Tage zu der vor dem Tor gelegenen Villa geschickt wurde, um dort ein gründliches Reinemachen zu leiten.

Auch der alte Krauthuber erschien, und misstrauisch, wie er war, erkundigte er sich mit einem argwöhnischen Gesicht nach dem Befinden »seines Täubchens«. Er verlangte sogar zu der

Kranken gelassen zu werden, indem er behauptete, dass er als halb erklärter Bräutigam ein Recht dazu habe. Fräulein Therese aber wusste den Zudringlichen durch die Bemerkung abzuweisen, dass Klothilde von einem ansteckenden Fieber befallen sei, was den edlen Krauthuber einen solchen Schrecken einflößte, dass er sich schleunigst empfahl. Dass er seinen Freund Pilz ebenfalls nicht zu sprechen bekam, weil der Schmerz diesen für jeden unzugänglich machte, erregte allerdings von Neuem sein Misstrauen. Allein was wollte er machen, der Arzt begegnete ihm auf der Treppe und dieser bestätigte alles, was er bereits gehört hatte.

Inzwischen war Pilz in Bremen angelangt. Unter dem Vorwand, dass er einen Freund suche, von dem er nicht wisse, wo er abgestiegen sei, betrat er einige der ersten Hotels und ließ sich die Fremdenbücher vorlegen.

»Wenn der Patron sich nur keinen falschen Namen zugelegt hat«, murmelte er, als er nach drei vergeblichen Versuchen, die Schwelle des vierten Hotels überschritt.

»Ich suche hier einen Bekannten«, sagte er zu dem ihm entgegnetretenden Oberkellner, »logiert hier vielleicht ein Herr Biland?«

»Biland nebst Gemahlin, Rentier aus Frankfurt? Allerdings, mein Herr, Sie werden ihn auf Nr. 20 finden.«

»Der unverschämte Schlingel«, brummte unser Bekannter, »er untersteht sich sogar, meine Tochter als seine Gemahlin im Fremdenbuch aufzuführen.«

Indes war er bei Nr. 20 angelangt. Tief holte er Atem, denn Courage war eben nicht seine Sache und zu einer heftigen Szene würde es doch kommen, das sah er voraus. Noch einmal raffte er sich zusammen, dann legte er seine Hand auf die Türklinke und ohne anzuklopfen trat er ein.

Der liebenswürdige Biland saß eben beim zweiten Frühstück, das er sich schmecken ließ. Kaum gewahrte er den Vater Klothildes, als er aufsprang, diesem einen Schritt entgegeneilte und

ganz unbefangen ausrief: »Da sind Sie ja! Na, das ist schön, ich habe Sie schon lange erwartet! Haben Sie meine Depesche erhalten?«

Pilz stand wie versteinert. Er hatte sich vorgenommen, auf den Verführer loszustürzen, ihn beim Kragen zu erfassen und ihm die Worte entgegen zu donnern: »Wie weit kamst du mit ihr? - Bekenne!« Und nun trat ihm Biland mit einer so frechen Unverschämtheit entgegen, als sei nicht das Geringste vorgefallen.

»Sie Taugenichts«, donnerte endlich der Geldmann und schwang seinen schweren Rohrstock, »jetzt ist das Maß Ihrer Sünden voll und Sie sollen den Ihnen gebührenden Lohn erhalten!«

»Echauffieren Sie sich nicht«, bemerkte der Börsenspekulant, lächelnd einen Revolver hervorziehend und zugleich zu der Tür springend und diese abschließend. »So! Nun können wir auf dem Fuß der Gleichheit verhandeln und das Geschäft in aller Gemütlichkeit in Ordnung bringen.«

»Jetzt wollen Sie wohl Ihren Untaten noch einen Mord hinzufügen?«, rief Pilz, ängstlich einen Schritt zurückweichend.

»Fällt mir gar nicht ein«, sagte Biland lachend, »trinken Sie ein Glas Chambertin mit, Papa Schwiegervater?«

»Der Teufel bin ich, aber nicht Ihr Schwiegervater!«, donnerte Pilz. »Wo ist meine Tochter?«

»Hier nebenan, aber alles wohl verschlossen, wie Sie sehen.«

»Sie haben das arme Kind in schändlicher Weise verlockt.«

»Das arme Kind ist ganz freiwillig mit mir gegangen«, entgegnete darauf lachend der andere.

»Ich werde Sie der Polizei überliefern!«

»Das wäre das Einfältigste, was Sie begehen könnten. Setzen Sie sich doch, Schwiegervater, die gnädige Frau wird sich gewiss sehr freuen, Sie zu sehen.«

»Die gnädige Frau? Ich will doch nicht hoffen ...«

»Wo denken Sie hin! Haben Sie vielleicht selbst einmal jemand entführt, da Sie so gut Bescheid wissen?«

»Lassen Sie Ihre unzeitigen Späße und legen Sie den Revolver weg.«

»Das kann geschehen«, antwortete Biland, indem er die Waffe von sich schob, »denn eigentlich sind Sie ja mehr in meinen Händen als ich in den Ihren.«

»Wieso?«

»Nun, weil Ihnen doch wahrscheinlich sehr daran liegt, diese heimliche Reise, welche Ihre Fräulein Tochter ohne Ihre Erlaubnis unternommen hat, so wenig wie möglich bekannt werden zu lassen.«

Der arme Pilz sah, dass er einem völlig durchtriebenen Menschen gegenüberstand, der nicht das Geringste mehr zu verlieren hatte. Er spannte daher jetzt gelindere Saiten auf und sagte: »Öffnen Sie die Tür und lassen Sie mich meine Tochter sprechen.«

»Ich selbst werde Sie anmelden.« Er stand auf, trat an die Zwischentür, klopfte an diese und rief: »Mein gnädiges Fräulein, wenn es Ihnen gefällig wäre - Deren Herr Vater wünscht Ihnen seine Aufwartung zu machen.«

Alles blieb still der reiche Mann horchte ängstlich auf.

Plötzlich öffnete sich der vordere Eingang des Zimmers und Klothilde erschien auf der Schwelle. Pilz wollte die Miene des zürnenden Jupiters annehmen, aber sein Blick senkte sich unwillkürlich, als er in das bleiche Antlitz der jungen Dame blickte, die ihren Blick ernst, vorwurfsvoll auf ihn richtete.

»So weit hat es Ihre Grausamkeit gebracht«, sagte sie mehr wie eine Richterin, denn als eine Angeklagte, »dass Sie mich jetzt in dieser zweideutigen Lage sehen.«

Der Krösus versuchte aufzufahren, aber stolz winkte Klothilde mit der Hand.

»Wer fähig war, seine Tochter an ein altes hässliches Ungeheuer zu verschachern, wer aus Geldgier sein einziges Kind ...« Zwei dicke Tränen rollten ihr über die Wangen.

»Aber ich bitte dich«, wandte Pilz ein, der sich bereits geschlagen fühlte.

»Blieb ich mir nicht stets selbst überlassen«, fuhr das junge Mädchen vorwurfsvoll fort, »gabst du oder die Mutter sich jemals Mühe meine Erziehung zu leiten? ... Du meinstest genug getan zu haben, wenn du mich mit äußerem Glanz umgabst und alle meine Wünsche erfülltest! ...«

»So dankst du meiner Liebe?«

»Oh, mein Vater, als Sie diese Liebe wirklich gegen mich zeigen sollten, verleugneten Sie dieselbe. Bisher war ich ein Werkzeug Ihrer Eitelkeit gewesen, jetzt sollte ich auch ein Werkzeug Ihres Willens werden. Kapital wollten Sie auf Kapital häufen und mich glaubten Sie dabei ohne Weiteres benutzen zu können. Wundern Sie sich nun noch, dass ich entfloh, um mich so unwürdigen Fesseln zu entziehen? Wer stand mir bei, wenn ich nicht selbst den Mut hatte, mir zu helfen!«

»Also du bist wirklich hier mit diesem Menschen entflohen?«

»Ich habe mich unter seinen Schutz gestellt«

»Ein schöner Schutz! Er ist seinen Gläubigern durchgebrannt, und noch vorhin hat er mir die Pistole auf die Brust gesetzt.«

»Sie war nicht geladen, Papa«, rief Biland. »Übrigens sein Sie vernünftig, breiten Sie Ihre Arme aus und segnen Sie den Bund unserer Herzen.«

Klothilde trat dazwischen. »Davon ist nicht die Rede«, sagte sie, »es gibt noch ein anderes Mittel, eine Ausgleichung herbeizuführen.«

»So nenne es, du Unbesonnene.«

»Zunächst darf von einer Verbindung zwischen mir und Krauthuber nie mehr die Rede sein.«

Pilz krümmte sich. »Ich müsste ihm dann sechstausend Gulden Reugeld zahlen.«

»Nun, so geben Sie mich auf, erklären Sie öffentlich, dass Sie sich von Ihrer Tochter lossagen, die Ihnen durchgegangen sei, tragen Sie diese Schande mit der Ruhe eines Philosophen und trösten Sie sich dafür mit dem Bewusstsein, sechstausend Gulden gerettet zu haben.«

»Genug«, rief der Rentier, »genug, von Krauthuber soll also nie mehr die Rede sein!«

»Dann bedinge ich mir aus, dass wegen dieser Reise nie ein Vorwurf über Ihre Lippen kommt. Sie kennen mich und wissen, dass ich Energie genug besitze, meine Ehre zu wahren, also ist auch in diesem Fall kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln.«

Der schwache Vater, welcher bisher immer gewohnt gewesen war, sich dem Willen seiner Tochter zu fügen, gestand auch diese Bedingung zu.

»Schließlich«, sagte diese, indem sie auf Biland einen Blick der Geringschätzung warf, »werden Sie sich mit diesem Herrn wegen des Lohnes, den er für die mir geleisteten Dienste fordert, zu einigen haben.«

»Was?«, rief Pilz, »dafür, dass dich dieser leichtfertige Mensch entführte, soll ich ihn auch noch bezahlen?«

»Er entführte mich nicht«, erwiderte Klothilde mit einem zweiten Blick der Verachtung, »er begleitete mich nur.«

»Aber er hat sich im Fremdenbuch als »Biland nebst Frau« eingeschrieben.«

»Das ist eine Unverschämtheit, die ohne mein Wissen hinter meinem Rücken geschah.«

»Durchaus nicht unverschämt«, bemerkte der Börsenspekulant, »nur Vorsicht, um dem Geschäft einen besseren Nachdruck zu geben.«

»Nun, was verlangen Sie denn für Ihre ... für Ihre Bedienstetendienste?«, fragte Pilz mit einem sauren Gesicht.

»Bedienstetendienste? Drücken Sie sich höflicher aus, Sie alter Grobschmied. Hier dieses junge Dämchen, so stolz es auch den Kopf in den Nacken wirft, ließ sich von mir entführen. Ein Wort von mir und ihr Ruf ist für immer vernichtet!«

»Na, na«, bemerkte der Vater ängstlich, »es war nicht so schlimm gemeint ... wie komme ich mit Ihnen auseinander?«

»Großmütig verzichte ich auf die Hand Ihrer Tochter«, sagte Biland prahlerisch, »ich bin nicht der Mann, welcher sich einer

Dame aufdrängt. Dagegen werde ich mir erlauben, einen kleinen Aderlass mit Ihnen vorzunehmen.«

»Lassen Sie diese unpassenden Späße und sagen Sie Ihre Bedingungen.«

»Gut.« Biland zog ein bereits ausgefülltes Wechselformular hervor, »wollen Sie die Gewogenheit haben, Ihren Akzept hier herunterzusetzen.«

»Was? Viertausend Gulden? Herr, glauben Sie, dass ich meinen Verstand zu Hause gelassen habe!« Der Rentier fuhr von seinem Sitz in die Höhe.

»Nicht ein Kreuzer geht davon ab«, sagte Biland ruhig, »ich bestehe wie Shylock auf meinem Schein.«

»Und ich lache Ihnen geradezu ins Gesicht.«

»Das Lachen wird Ihnen schon vergehen. Noch hat es mit meiner Abreise keine solche Eile. Ich kehre mit Ihnen zurück und morgen weiß die ganze Stadt, dass Fräulein Pilz mit dem kleinen Biland durchgegangen ist.«

»Vater«, sagte Klothilde, sich stolz emporrichtend, »Du besitzt eine halbe Million, willst du wegen viertausend Gulden die Ehre deines Hauses preisgeben?«

»Sechstausend und viertausend macht zehntausend ... Ich bin für immer ruiniert«, rief der Geldmann.

»Wie Sie wollen«, sagte der Börsenspekulant ruhig, »es bleibt also dabei, wir reisen zusammen wieder zurück.«

»Nehmen Sie fünfhundert.«

Biland lachte höhnisch.

»Tausend.«

»Machen Sie ein Ende, mein Vater«, rief seine Tochter, »oder Sie treiben mich zum letzten Schritt der Verzweiflung. Dieser Herr verlässt Europa für immer, er geht nach Amerika ... er wird nie mehr zurückkehren.«

Der feste Gesichtsausdruck Klothildes, welcher einen Entschluss ankündigte, der das Schlimmste fürchten ließ, jagte dem reichen Mann doch Furcht ein. Stöhnend ergriff er die Feder,

setzte seine Unterschrift auf den Wechsel und sank dann erschöpft in die Lehne eines Stuhles.

»Ich bin ruiniert«, jammerte er, »total ruiniert! Sechstausend und viertausend macht zehntausend!«

Klothilde trommelte an den Fensterscheiben, kalt blickte sie auf die Straße herab.

Biland aber ergriff seinen Hut, trat zu Pilz heran und sagte spöttisch: »Leben Sie wohl und halten Sie mich in freundschaftlicher Erinnerung, so wie auch ich Ihrer liebevoll gedenken werde!«

»Hol' Sie der Kuckuck!«, rief der Rentier, plötzlich aus seiner Lethargie auffahrend und dem Davoneilenden drohend eine Faust machend.

Noch immer stand Klothilde stumm ihrem Vater gegenüber.

»Nun«, rief dieser ingrimmig, »bist du nun zufrieden, dass du mich zum Bettler gemacht hast?«

Diese zuckte geringschätzend mit den Achseln. »Etwas mehr Stolz hätte ich Ihnen doch zugetraut.«

»Stolz? Der Schlingel hat mich gehörig angezapft, das verdanke ich Dir!«

»Mein Vater«, bemerkte die Tochter entschlossen, »jetzt entscheiden Sie sich. Entweder Sie vergeben und vergessen vollständig oder Sie verlieren neben den viertausend Gulden auch noch Ihr Kind. Sie haben meine Willenskraft so oft bewundert, wollen Sie diese jetzt kennenlernen?«

Es lag etwas so Drohendes in den Blicken und Worten der jungen Dame, dass der geizige, selbstüchtige Mann von Furcht ergriffen wurde.

»Na«, brummte er, »ich werde mich für mein Geld doch noch aussprechen dürfen.«

»Sie verzeihen also von Herzen?«

»Was kann ich anderes tun, du bist ja mein einziges Kind!«

Daraufhin stürzte das junge Mädchen an die Brust ihres Vaters und schluchzte laut auf. »Dank, Dank, für dieses Wort, ich wer-

de es Ihnen künftig durch verdoppelte Liebe zu vergelten suchen! Ich spreche mich gewiss nicht von Schuld frei, aber der Krauthuber ... oh sehen Sie der Krauthuber! ... Eher hätte ich mich ins Wasser gestürzt, als diesem meine Hand gereicht!«

Zwei Stunden später führte beide der Eilzug in die Heimat zurück. Die Komödie »Faust und Gretchen« war zu Ende, die Zuschauer verließen das Haus. Es war bereits Mitternacht, als Papa Pilz, seine Tochter am Arm, durch die öden Straßen schritt.

Vorsichtig öffnete er das Haus und vorsichtig stiegen beide die mit weichen Teppichen belegte Treppe hinauf.

Einige Minuten darauf lag Klothilde in den Armen ihrer Mutter, welche in einen hysterischen Weinkrampf verfiel. Die arme Frau hatte viel gelitten, sie war sich der Vernachlässigungen bewusst, welche sie sich gegen ihr Kind schuldig gemacht hatte, und nun, wo dieses gesund und frisch wieder an ihrer Brust ruhte, erlag sie ihren Gefühlen. Eine Last wälzte sich ihr vom Herzen und schwach, wie sie immer gewesen war, vergab sie der Tochter gern den begangenen leichtsinnigen Streich, weil sie sich selbst gleichzeitig hierdurch beruhigt fühlte.

Die Krickel tauschte mit Klothilde heimlich einen Blick des Einverständnisses aus, dessen Bedeutung natürlich nur diese beiden Damen kannten.

Aber Fräulein Therese lächelte sehr zufrieden, denn ihre Gönnerin hatte ihr bei der Umarmung zugeflüstert: »Auch du sollst nicht zu kurz kommen und einen Mann erhältst du auf jeden Fall.«

Vierzehn Tage blieb die Tochter des Nabob sorgfältig auf ihrem Zimmer verborgen. Auf die vielen Nachfragen nach ihrem Befinden hieß es immer: »Man danke bestens, sie erhole sich langsam, es gehe etwas besser und man hoffe, dass sie die Krisis überstehen werde.«

Auch bei Papa Pilz waren die Ereignisse der letzten Tage nicht ohne Folgen vorübergegangen. Er erklärte sich ebenfalls für krank, obgleich der Wahrheit gemäß, sein Unwohlsein bloß da-

rin bestand, dass er sich in einer im höchsten Grad üblen Stimmung befand, denn der Verlust der zehntausend Gulden wollte ihm nicht aus dem Kopf, obgleich eine solche Summe bei seinem Reichtum leicht verschmerzt werden konnte. Der Hausarzt, ein alter Herr, dem es an Humor nicht fehlte, erklärte ihm mit komisch ernstem Gesicht, dass er sich an *irgendetwas* sehr stark den Magen verdorben haben müsse und verschrieb ihm gewisse Mittel, die nach zwei Seiten hin eine so durchschlagende Wirkung erzeugten, dass der eitle schwachköpfige Mann, um diesem neuen in seinen Eingeweiden Bresche legenden Feinde zu entfliehen, sich plötzlich wieder gesund erklärte, obgleich er noch mehrere Tage, auf einen Stab gestützt und sommerliche Gesichter schneidend, in seinem Palast umherschlich.

Eines Tages endlich machte auch Klothilde, an der Seite ihrer Freundin Therese im offenen Wagen ihre erste Ausfahrt. Sie war auf das Sorgfältigste in Tücher gehüllt und sah, infolge von starken Abreibungen von *poudre de riz* äußerst blass und angegriffen aus. Als der Wagen im kurzen Trab bei dem Haus Krauthubers vorbeifuhr, stand dieser am Fenster und warf seiner vermeinten Braut, um derselben seine Freude über ihre Wiedergenesung an den Tag zu legen, in seiner unverschämten Weise einige verliebte Kuschhände zu. Dies empörte Klothilde so, dass sie alle Rücksichten beiseitesetzte und in ihrem Übermut, als Antwort für eine solche Dreistigkeit, ihrem alten widerlichen Courmacher die Zunge entgegenstreckte, wobei Krämlein Krickel nicht minder rücksichtslos ihre ausgespreizten fünf Finger an ihre ohnedem schon sehr schnippisch aussehende Nase legte. Krauthuber spie Feuer und Flammen und zog seine dicke klumpige Nase so ingrimig zusammen, dass dieselbe unter den emporschwellenden Falten fast verschwand und er sehr lebhaft an einen in Zorn geratenen Truthahn erinnerte, der ebenfalls im Ingrim sein struppiges Gefieder aufbläht. Noch von Gift und Gaste voll, schrieb er an seinen Freund Pilz einige Zeilen, in welchen er erklärte, dass er jetzt lange genug gewartet und sich in

*unzweideutiger* Weise überzeugt habe, dass »seine Braut« wieder in den vollen Besitz ihres unvergleichlichen Humors gelangt sei, so bitte er für die nächsten acht Tage einen Termin für die offizielle Verlobung festzusetzen, widrigenfalls er - dies unterstrich er doppelt - wegen Kontraktbruches zurücktreten und sich die stipulierten sechstausend Gulden Reugeld ausbitten würde.

Diese letzte Drohung, so glaubte er, würde seinen Freund Pilz eine Gänsehaut über den Rücken jagen. Boshaft grinsend schlich er im Zimmer umher und rieb sich vergnügt die Hände. Wie erstaunte er aber, als er schon nach einer Stunde von dem Krösus die Antwort erhielt, er denke gar nicht daran, seine Tochter einem so hässlichen Kobold, wie er sei, in die Arme zu führen. Er habe sich einer schweren Sünde gegen sein Kind schuldig gemacht, indem er dasselbe an so einen alten Basilisken habe verschachern wollen. Er möge die sechstausend Gulden in Gesundheit verzehren, am liebsten sei es ihm aber schon, wenn er daran erstickte.

Krauthuber lachte zwar ingrimmig, als er diese Epistel in Empfang nahm, aber er hatte eine viel zu dicke Haut, als dass er sich von den ihm gespendeten Schmeicheleien irgendwie berührt fühlte.

»Geschäft ist Geschäft«, brummte er, »und ein kleiner Profit ist immer noch besser als gar nichts.«

Hiermit wäre diese Angelegenheit am Ende wohl schließlich zur Zufriedenheit aller erledigt gewesen, wenn es Fräulein Krickel nicht gefallen hätte, dazu hinterher noch ein kleines Nachspiel aufzuführen. Seitdem sie nämlich die Überzeugung gewonnen hatte, dass sie als Mitwisserin der törichten Entführungsgeschichte die Macht erlangt habe, dem Nabob erforderlichen Falls ebenfalls ein Ultimatum zu stellen und ihm gleichfalls einige Tausend Gulden abzupressen, war ihr Herz immer mehr von Liebe zu dem langbeinigen kranichartigen Baron von Schmalhals angeschwollen und sie versuchte alle möglichen Mittel, um ihn ins Netz zu locken.

Ihre beiden Augen wurden zu Kugelspritzen, mit denen sie unaufhörlich den Gegenstand ihrer Neigung beschoss, doch prallten diese Pfeile alle machtlos an der Treue, die der magere langbeinige Fridolin seiner Gebieterin im Stillen gelobt hatte, ab, obgleich der moderne Achilles, wie wir gleich sehen werden, ebenfalls seine verwundbare Ferse hatte. Fräulein Krickel ging in ihrer Leidenschaft sogar so weit, dass sie mit einer sentimentalen Augenverdrehung erklärte, sie liebe den Mondschein *unter allen Umständen* und nach den Erfahrungen, die sie gemacht hatte, verrieten sich alle geistreichen genialen Männer schon durch ihr Äußeres, wofür ja Herr von Schmalhans (hier verbeugte sie sich halb als schüchterne errötende Jungfrau, halb als Sirene) in unbestreitbarer Weise Zeugnis ablege. Der lange storchbeinige Fridolin fühlte sich hierdurch zwar sehr geschmeichelt und verbeugte sich tief gegen die Sprecherin. Aber ein Blick, welchen der Baron mit seiner Gebieterin heimlich austauschte und den Fräulein Krickel auffing, überzeugte sie doch, dass derselbe der Dame von Savern die geschworene Treue zu halten willens sei. Diese Entdeckung trieb ihr den Pfeil nur noch tiefer in Herz.

»Ich muss ihr nur etwas beistehen«, sagte Berthold, welcher bei den Ereignissen, die wir hier dem Leser mitgeteilt haben, stets im Stillen die Hände im Spiel gehabt und seinem Freund Schwalbe forttaufenden Bericht erstattet hatte, »so eine alte liebesüchtige Jungfrau erregt immer meine tiefste Teilnahme und ... hilft es nichts, so schadet es auch nichts, ich will ihr also einen Wink geben.«

Eines Nachmittags saß Fräulein Krickel in der Ecke ihres Sofas und stützte melancholisch den Kopf in die Hand. Da schlüpfte plötzlich der frühere Baron von Schwefelkorn unbemerkt durchs Schlüsselloch und stellte sich, den Mund zu einem satirischen Lächeln verziehend, neben Therese, die eben tief aufseufzte. Natürlich hatte diese keine Ahnung davon, in was für einer gefährlichen Nähe sie sich befand. Jetzt trat der schelmische Gesell ganz dicht zu ihr heran und flüsterte ihr leise etwas ins Ohr,

worauf er, geräuschlos wie er gekommen war, wieder durchs Schlüsselloch verschwand.

Wunderbar! Die eben noch so tiefsinnige von Liebe erfüllte Dame fuhr plötzlich wie elektrisiert in die Höhe und rief freudestrahlend: »Glücklicher Gedanke, warum bist du mir nicht eher gekommen! ... Hat denn nicht schon mancher General durch eine List die Schlacht gewonnen, weshalb sollte ich denn nicht ebenfalls den Widerstrebenden durch ein solches Mittel für immer an mich fesseln! ...« Sie setzte sich an ihr Schreibpult, zog ein Blatt duftendes Rosenpapier hervor und begann mit verstellter Handschrift zu schreiben:

*»Eine Dame, deren Herz von Liebe überfließt -sie setzt sich über alle Bedenken hinweg und trotzt allen Konsequenzen - lädt den Baron für heute Abend zu einem Rendezvous ein. Sie rechnet bei seiner Großmut darauf, dass er mit ihrer Schwäche keinen Missbrauch treiben wird. Sie überliefert sich gewissermaßen gebunden seinen Händen. Kommen Sie, Idol meines Herzens, und feiern Sie, angebeteter Mann, den Triumph, welchen mein schwaches Herz Ihnen nicht zu verweigern vermag. Hangend und bangend in liebender Pein erwartet Sie heute Abend neun Uhr, im ersten Stock, erste Tür rechts, diejenige, die Ihnen so nahe steht und welche doch vorläufig für Sie eine Unbekannte bleiben muss!*

*T ..... K .....*

*Gertraudenstraße 46*

Leider hatte unser Bekannter, der Teufel (wir bitten alle frommen Seelen in unserem Interesse ein Kreuz zu schlagen), sich auch jetzt wieder in seiner boshaften Weise in die Herzensangelegenheiten unserer Bekannten gemischt und ihr heimlich einen Streich gespielt. Auch diesmal bewährte sich die Wahrheit des Spruchwortes, dass bei der Liebe der Verstand meist mit dem Herzen davonläuft. Sie hatte nicht bedacht, dass der Baron ganz gut wusste, wo sie wohnte und dass sie sich also durch Angabe

der Hausnummer sofort verraten würde.

Herr von Schmalhals hielt inzwischen eine behagliche Siesta, als das resedaduftende Briefchen per Stadtpost bei ihm abgegeben wurde. So duckmäuserig er sich sonst auch stellte, so war er im Grunde genommen doch ein eitler Patron, der sich, den Damen gegenüber, trotz seiner wadenlosen Storchbeine und seines bemondscheintenen Hauptes, im Stillen wirklich für einen Don Juan hielt. Derartige Begriffsverirrungen kommen sehr häufig vor und sie werden daher den Leser auch in diesem Fall nicht befremden. Herr von Schmalhals sog begierig das süße Gift ein, mit welchem seine Fridolinsnatur eingeschläfert werden sollte. Bei jeder neuen Zeile, die er las, wurde sein Blick unternehmender, zuletzt machte er ein paar Augen, die vor Liebesheißhunger ordentlich oggerartig glühten. Natürlich war er augenblicklich entschlossen, von der ihm in Aussicht gestellten Schäferstunde Gebrauch zu machen. Da plötzlich ... sein Blick erstarrte und gleichzeitig brach er in ein höhnisches Gelächter aus ... plötzlich ... aber hatte er sich denn auch nicht geirrt? Nein, da stand es ja groß und breit: *Gertraudenstraße Nummer 46* ... Oh die Schlange, oh die Heuchlerin, einen Hinterhalt hatte sie ihm also gelegt, hinterlistig wollte sie ihn ins Garn locken, um ihn schließlich wahrscheinlich ein Eheversprechen abzupressen!

Mir großen Schritten maß der Baron das Zimmer, ingrimmig zupfte er sich an den paar Haaren, mit denen seine Oberlippe besetzt war, schon hob sich seine Hand, um das hinterlistige Billett an der auf dem Tisch stehenden Wachskerze anzustecken und es in Asche zu verwandeln, als er plötzlich den Arm wieder sinken ließ und ein wahrhaft diabolisches Gesicht schnitt.

Leider müssen wir bekennen, dass Schwalbes teuflischer Freund auch diesmal wieder durchs Schlüsselloch gekrochen war und dem sonst eben nicht sehr erfinderischen Herrn von Schmalhals jetzt gerade noch zur rechten Zeit einen sehr genialen Gedanken eingab.

»Ich werde ihr einen Stellvertreter schicken«, murmelte er,

»und wenn sie denn durchaus unter die Haube will, so mag sie es mit dem versuchen.«

Der Baron tat aber noch mehr. Er ließ Kaviar und Austern kommen und stellte zwei Flaschen Rüdesheimer auf den Tisch. Siegesbewusst lehnte er sich dann ruhig in die Ecke seines Sofas und rauchte sehr philosophisch eine Manilla. Um acht Uhr klopfte es an seiner Tür und auf sein »Herein!« zeigte sich die hagere Gestalt Windbläusers, welcher sich sofort sehr behaglich mit der Hand über den Mund fuhr, als er die Herrlichkeiten auf dem Tisch erblickte.

Der Baron drückte seinem Besuch wahrhaft pharisäisch die Hand. »Schön, dass Sie kommen, Professor, habe ich es erraten - darf ich hoffen, Ihren Geschmack getroffen zu haben?«

Dieser machte ein sehr lüsternes Gesicht, sein Plattbret schien in freudige Aufregung zu geraten.

»Wie immer, unvergleichlich liebenswürdig«, murmelte er, wobei er gleichzeitig mit den beiden Flaschen Rüdesheimer liebäugelte.

»So lassen Sie uns anstoßen. Auf Ihr Wohl, Professor!«

»Auf das Ihrige, Herr Baron!«

Windbläser schien es gar nicht zu bemerken, dass Herr von Schmalhals sehr zurückhaltend im Trinken war. Mit desto mehr Behaglichkeit leerte er selbst ein Glas nach dem anderen.

*Jetzt ist es Zeit*, dachte der Baron, als er bemerkte, dass sich die Wangen seines Gastes bereits stark zu röten begannen und dass seine sonst ziemlich nichtssagenden Augen zu glühen anfangen.

»Apropos, Professor«, rief er hinterlistig, »sind Sie vielleicht zu einer kühnen Tat aufgelegt?«

»Par bleu, la grande nation ...«

»Ist stets zu Taten aufgelegt? Nun gut, wollen Sie ein galantes Abenteuer bestehen?« »Wo? Gerade jetzt befinde ich mich in der richtigen Stimmung dazu!«

»Nun, ich weiß, Sie sind ein Ehrenmann.«

»Ma foi!«, beteuerte der Professor, die Hand aufs Herz legend.

»So hören Sie. Eine Dame hat mich zu einem Rendezvous eingeladen. Vertreten Sie mich bei derselben, ich selbst bin dazu nicht aufgelegt.«

»Aber?«, warf Windbläser doch bedenklich ein.

»Kein aber, Sie werden willkommen sein.«

»Eh bien«, sagte dieser nach kurzem Besinnen entschlossen, »ich gehe!«

»Gut, so beeilen Sie sich, denn es ist höchste Zeit. Gertraudenstraße Nummer 46, eine Treppe. Treten Sie nur ohne anzuklopfen in die erste Tür rechts ein.«

Er schob Windbläser zur Tür hinaus und dieser eilte, von dem Rüdesheimer angefeuert, die Straße entlang. Lange suchte er, ehe er das ihm bezeichnete Haus fand. Zaghaft blieb er einen Augenblick in dem Hausflur stehen. Da sich aber niemand blicken ließ, so schlich er behutsam die Treppe hinauf, horchte eine Minute an der Tür rechts und legte dann entschlossen die Hand auf die Klinke derselben.

Es herrschte fast eine vollständige Finsternis in dem Zimmer, denn die Lampe war beinahe ganz niedergeschraubt und die Fenster verhüllten dichte Gardinen. Tief im Hintergrund zeigten sich die dunklen Umrise einer weiblichen Gestalt, deren Gesicht durch einen Schleier verhüllt schien. Herrn Windbläser klopfte doch etwas das Herz, aber »Courage!« murmelte er und schritt entschlossen auf das Sofa zu und ließ sich so galant wie möglich neben der Unbekannten nieder.

Ein leiser sehnsüchtiger Seufzer schlug an sein Ohr und der Professor, als ein Glied der stets zu kühnen Taten aufgelegten grande nation, ergriff die Hand der Verschleierte und führte sie sehr zärtlich an seine Lippen.

»Schonen Sie mich!«, lispelte fast hinsterbend die Verschleierte, »Sie grausamer Mann! ... Oh, mein Gott, welche Torheit habe ich begangen!«

»En avant!«, murmelte der Professor, sich selbst aufmunternd, und legte zugleich seinen Arm um die Taille der Schönen. Aber

in diesem Augenblick änderte sich plötzlich die Szene. Während Windbläfers Hand wie in einem Schraubstock festgehalten wurde und die Lampe plötzlich wie durch Zauberei Licht verbreitete, ließ sich gleichzeitig dicht neben ihm eine kreischende wohlbekannte Stimme vernehmen. In demselben Augenblick öffnete sich auch eine Nebentür, aus welcher, den Leuchter hoch emporhaltend, eine ältere Dame unter allen Zeichen der Überraschung hervorstürzte, obgleich ein aufmerksamer Beobachter vielleicht herausgefunden haben würde, dass diese Überraschung mehr eine verstellte als eine natürliche war.

»Meine teure Frau Bremer«, rief Fräulein Krickel, ihren Schleier zurückschlagend, »ich nehme Sie als Zeugin ...«

Sie stockte plötzlich und mit weit geöffneten Augen blickte sie überrascht Windbläser ins Gesicht, welcher sie nicht minder verwundern anschaute.

»Ja, Fräulein, ich bin Zeugin«, rief inzwischen die Wirtin, ihrer Rolle getreu, »ich kann es bezeugen ... es ist ja offenbar, der Herr hat ja jetzt noch seinen Arm um Ihre Taille geschlungen.«

Inzwischen hatte die Krickel Zeit gehabt, sich im Stillen zu sammeln und verschmitzt, wie sie war, benutzte sie nun schnell die Situation, um für jeden Preis zu einem Mann zu gelangen.

»Dieser Herr hier«, rief sie, »verfolgt mich schon lange mit seinen Anträgen.«

»Aber, Mademoiselle ...«, wollte Windbläser einwerfen.

»Heute drang er sogar unangemeldet in mein Zimmer ...«

»Erlauben Sie gütigst«, demonstrierte der unglückliche Professor.

»Er gab mir ein Eheversprechen«, schrie die Krickel noch stärker, »Sie müssen es ja gehört haben, Frau Bremer, dass er mir ein Eheversprechen gab?«

»Ich kann es vor Gericht beschwören«, beteuerte diese, »der Herr scheint in der Liebe sehr ungestüm zu sein.«

»Je suis perdu!«, stöhnte Windbläser und fuhr sich mit den Fingern verzweiflungsvoll durch die Haare.

»Jetzt gehen Sie«, fuhr Fräulein Therese fort und drängte den armen Professor ungestüm zur Tür, »ich werde es mir überlegen, ob ich Ihren Antrag annehme.«

»Aber Mademoiselle ...«

»Schon gut! Was wollen Sie denn noch weiter sagen? Jeder weiß ja, dass Sie mich schon seit Jahren verfolgen!«

Mit diesen Worten schlug die heiratslustige Dame dem armen Windbläser die Tür vor der Nase zu und dieser stolperte sehr bestürzt die Treppe hinunter, sein böses Geschick und den hinterlistigen Baron verwünschend.

Entschlossen verfolgte dagegen die Krickel ihren Zweck. Sie steckte sich hinter Klothilde und diese wieder hinter ihren Vater. Der Nabob mochte wollen oder nicht, er musste Therese ebenfalls einige Tausend Gulden zusichern. Dadurch wurde Windbläser plötzlich viel versöhnlicher gestimmt. Als er nun noch vollends durch die Bemühungen des einflussreichen Rentiers eine feste Stelle als Lehrer der französischen Sprache an einer der höheren städtischen Schulen erhielt, hatte Fräulein Therese die Genugtuung, sich nach Verlauf von sechs Monaten Frau Professor Windbläser nennen zu können.

Um Klothilde bewarb sich bald danach ein reicher, junger, liebenswürdiger Mann. Sie war ehrlich genug, ihn mit ihrer allerdings sehr leichtsinnigen Reise nach Bremen bekannt zu machen. Ihr Bewerber erklärte ihr dagegen großmütig, dass sie zwar nicht von ihm erwarten dürfe, wegen eines so unüberlegten Streiches gelobt zu werden, dass er aber gern verzeihe, da er an den Motiven, die sie dazu veranlasst hätten, nicht zweifele. So löste sich der geschürzte Knoten noch zur Zufriedenheit aller, und nur der alte, boshafte Krauthuber hatte das Nachsehen.

Eines Morgens saß der nunmehr wieder zum Baron von Schwefelkorn umgewandelte Berthold mit unserem Freund Schwalbe im *Feurigen Drachen* gemütlich beim zweiten Frühstück, als der Erstere, nachdem er unter allen Zeichen menschlichen Behagens eine mit Kaviar belegte Semmel hatte verschwin-

den lassen, sehr gemütlich zu grinsen anfang und zum Doktor gewandt sagte: »Ich werde mich später einige Stunden von Ihnen trennen müssen, teurer Freund (so weit war Schwalbe schon gekommen, dass ihn der Teufel seinen »teuren Freund« nannte!), denn ich habe heute noch einer Exekution beizuwohnen.«

»Was«, rief unser Bekannter, »einer Exekution? Davon habe ich ja nichts in den Zeitungen gelesen.«

Herr von Schwefelkorn lachte. »Dass ihr Menschenkinder euch darunter doch immer gleich ein Schauspiel denken müsst, bei welchem so einem armen Sünder plötzlich der Kopf heruntergehauen oder die Kehle zugeschnürt wird! ... Es gibt ja auch moralische Exekutionen, wie ihr es nennt. Und die sind ja mitunter ebenso peinlich, als ob mein guter Gevatter, der Henker, die Schlinge um den Hals legt. Nun, heue handelt es sich um einen eitlen, leichtfertigen Burschen, der bereits vollständig der meine ist und den ich also nicht zu arg zerzausen lassen darf, denn eine Liebe ist der anderen wert.«

»Aber davon verstehe ich immer noch nichts«, bemerkte unser Philosoph. »Wollen Sie mir nicht eine nähere Erklärung geben?«

»Nun«, entgegnete Schwefelkorn lachend, »heute Abend wohne ich einer interessanten Versammlung bei, wovon aber die Anwesenden nichts merken werden, denn ich mache mich unsichtbar, da es sich lediglich darum handelt, im richtigen Augenblick meinem Schützling helfend zur Seite zu stehen, damit demselben nicht vollständig der Garaus gemacht wird. Auch an Sie habe ich gedacht und dafür Sorge getragen, damit Ihnen der Abend nicht zu lang wird. Hier, nehmen Sie diesen Spiegel und benutzen Sie ihn später. Sobald Sie in denselben hineinsehen, werden Sie auch aus der Ferne den interessanten Vorgang als ein stiller Zuschauer beobachten können.«

»Sehr verbunden«, sagte Schwalbe, indem er denselben an sich nahm. »Wann fängt denn die Komödie an?«

»So gegen neun Uhr. Aber blicken Sie nur einmal in das Glas.«

Der Doktor stellte den Spiegel vor sich hin, fuhr aber gleich da-

rauf überrascht zurück.

»Nun, was sehen Sie?«, fragte sein Gesellschafter.

»Das, was sich mir zeigt, ist offenbar das Zimmer eines Hotels. Alles liegt in liebenswürdiger Unordnung umher und vor dem vergoldeten Trumeaux steht ein Herr, welcher soeben seine Toilette beendet hat und der jetzt im Begriff ist, sich den Orden der Ehrenlegion ins Knopfloch zu knüpfen.«

»Ja, ja«, sprach Schwefelkorn lachend, »das ist der Hauptheld des heutigen Stücks! Den Orden hat er sich natürlich aus eigener Machtvollkommenheit zugelegt und auch den hochtrabenden Titel. Doch genug jetzt.« Der Teufel klappte den Spiegel wieder zu. »Später können Sie sich mit dem Ding hier die Zeit vertreiben. Jetzt wollen wir noch einen kleinen Spaziergang machen, denn ich bin an Tätigkeit gewöhnt und unter euch Menschenkindern findet man immer Beschäftigung.«

Da wir wohl voraussetzen dürfen, dass sich auch die Leser für die von Herrn von Schwefelkorn angekündigte Vorstellung interessieren werden, so geben wir den Vorfall wieder, wie wir ihn später in dem Tagebuch des Doktors Schwalbe aufgezeichnet gefunden haben. Diese kleine Erzählung führt den Titel *Eine Antwort auf eine Verleumdung*.

\*\*\*

## Viertes Kapitel

### **Eine Antwort auf eine Verleumdung**

Der Herr Baron von Bellfort saß vor einem großen Spiegel und machte Toilette. Er war in einen weiten Schlafrock von karmesinrotem Samt gehüllt, dessen gelbes Unterfutter aus dem schwersten Lyoner Fabrikat bestand, während zwei dicke goldene Quasten vorne als die Enden einer starken seidenen Schnur herabfielen, welche das elegante Morgenkleid zusammenhielt.

Der Herr Baron hatte das Haar bereits geordnet und beschäftigte sich eben damit, seinen ursprünglich grauen Augenbraunen mittelst einer feinen Tinktur die Schwärze und den Glanz des Ebenholzes zu verleihen. Als diese etwas Behutsamkeit erfordernde Arbeit vollendet war, ergriff er ein feines Kämmchen, benetzte dasselbe mit einer ihm zur Hand stehenden Flüssigkeit und bearbeitete damit mit solchem Erfolg seinen zierlich gewölbten Backenbart, dass sich die von Natur rote Farbe desselben bald in das schönste Kastanienbraun verwandelte. Nachdem der Herr Baron von Bellfort sich endlich noch mit Erfolg befließigt hatte, den Spitzen eines kleinen, seine Oberlippe bedeckenden Bartes die Gestalt zweier nach oben sich kehrender Fühlhörner zu geben, warf er einen letzten Blick in den Spiegel, wobei sich sein breiter Mund zu einem noch breiteren Lächeln der Zufriedenheit ausdehnte und seine Augen, in denen sich ein Gemisch von Dreistigkeit und Schlaueit spiegelte, mit sichtbarer Zufriedenheit auf dem Ebenbild ruhten, welches ihm aus dem Rahmen des Glases entgegentrat. Der Herr Baron mochte sich aber wohl erinnern, dass es noch viele andere Dinge gebe, denen er seine kostbare Zeit zu widmen die Verpflichtung habe, denn er wendete plötzlich dem Spiegel den Rücken, näherte sich dem Klingelzug, zog zweimal heftig an demselben und warf sich dann mit der nachlässigen Ruhe eines großen Herrn in einen mit blauen Samt ausgeschlagenen Lehnstuhl, dessen elastische Weiche

ganz dazu gemacht schien, den Inhaber an die Süßigkeit des Schlaraffenlebens zu erinnern. Während Herr von Belfort aus einem kleinen Kästchen von Ebenholz eine feine Manilazigarre nahm und dieselbe behaglich anbrannte, zeigte sich gleichzeitig die elektrische Wirkung des Schellenzuges, denn ein Kellner erschien, der eine Tasse würzige Schokolade nebst einigen Stückchen feinen Biskuit auf ein kleines ovales Tischchen fetzte und dies Letztere dem Herrn Baron gerade so nahe rückte, wie dies eben ohne eine Beeinträchtigung der Bequemlichkeit desselben geschehen konnte.

Der Herr Baron trommelte einige Augenblicke nachlässig auf der Lehne seines Sessels, dann nahm er graziös die Zigarre aus dem Mund, warf den Kopf etwas zurück, blinzelte den modernen Ganymed an, und fragte endlich halb hinhorchend:

»Was gibt es Neues, Franz?«

»Nichts von Bedeutung, Herr Baron. Der Fürst von Petrovsky ist diese Nacht bei uns angekommen.«

»Fürst Petronowsky? Wie ist mir denn ... Ja, ganz recht, ich glaube ich habe den Fürsten voriges Jahr in Paris beim englischen Gesandten gesehen. Wird er längere Zeit hier verweilen?«

»Er steht im Begriff, mit dem nächsten Schnellzug weiter zu reisen.«

»Schade, hätte ihm gern meine Aufwartung gemacht. Sind keine Briefe für mich angelangt, Franz?«

»Nein, aber Herr Warrens hat sich um elf Uhr anmelden lassen.«

»Oh schön! Sehr angenehm! Führen Sie ihn sogleich zu mir, sobald er kommt, hören Sie, Franz!«

»Ich werde nicht ermangeln.« Franz schob sich mit einer Verbeugung zur Tür hinaus.

Der Baron trommelte abermals einige Augenblicke mit den Fingern auf der Lehne seines Sessels, dann ergriff er ein kleines vor ihm liegendes Notizbuch, blätterte darin verschiedene Male hin und her und sagte schließlich, indem er sich behaglich in die

weichen Kissen seines Fauteuils zurücklehnte: »In der Tat vollkommen zufrieden. Alles geht über Erwarten gut. Eingeführt durch den leichtgläubigen und gedankenlosen jungen Grafen Holm in die beste Gesellschaft ... glücklich im Hazardspiel und auch nicht ohne Erfolge bei den Damen! ...«

Herr von Bellfort hielt hier mit seinen abgebrochenen Sätzen etwas inne und auf seiner flachen Stirn begann sich eine kleine Wolke zu lagern.

»Bei den Damen?«, wiederholte er. »Nun ja, ich könnte in Wahrheit zufrieden sein, wenn diese Frau mit ihrem unerträglichen Stolz, mit ihrem fast an Verachtung grenzenden Benehmen nicht wäre! ... Wüsste ich nicht ganz bestimmt, dass jedem hier meine Verhältnisse fremd sind, dann müsste ich wahrlich fast vermuten ...«

Hier brach Herr von Bellfort abermals ab, als scheue er sich, den Schlusssatz auszusprechen. Aber bald nahm er seinen Monolog in folgender Weise wieder auf.

»Schön zum Entzücken, liebenswürdig im Übermaß, frei und ungeniert in allen ihren Handlungen, wie dies ihre unabhängige Stellung gestattet, besitzt diese Königin der Salons, diese Armida im Witwenschleier für fast jeden ihrer Anbeter ein bezauberndes Lächeln, nur für mich nicht! Für alle hat sie einen Blick des Wohlwollens, nur für mich nicht! An jeden weiß sie ein Wort der Aufmunterung zu spenden, nur wieder für mich nicht!«

Hier sprang der Baron erzürnt auf und stampfte mit dem Fuß.

»Soll ich denn meine Schule in Paris durchgemacht haben, um mich nun schließlich hier beschämt von dieser übermütigen Schönen zurückweisen zu lassen? War es nicht recht von mir, dass ich auf Mittel sann, mich wenigstens einigermaßen für die empfangenen Beleidigungen zu rächen? Hat sie mir nicht noch vorgestern gedroht, als ich ihr nach Beendigung der Oper meinen Arm bot, um sie zum Wagen zu führen? Wandte sie sich nicht mit dem Stolz einer Königin zu mir und sagte, indem sie einen kalten, niederschmetternden Blick auf mich fallen ließ: »Mein

Herr, im Interesse Ihrer eigenen Sicherheit ersuche ich Sie ein für alle Mal, stets in angemessener Entfernung von mir zu bleiben! ...« Freilich wurden diese Worte von niemand gehört, und ich bin gerade nicht öffentlich kompromittiert worden. Aber vielleicht, reizende Katharina, wäre es in Ihrem eigenen Interesse doch besser gewesen, mich nicht in so rücksichtsloser Weise zu reizen! ...«

»Ha, ha«, murmelte der Baron, »ich liebe den kleinen Krieg, den Angriff im Verborgenen, und wenn nächstens so ein Stückchen von Ihrem guten Ruf, auf den Sie so viel halten, in die Luft fliegt, meine Schöne, so erinnern Sie sich gefälligst an Herrn von Bellfort, denn in solchen Sachen tut es mir an Schlauheit und Gewissenlosigkeit keiner nach!«

Der Herr Baron lachte hier höhnisch auf und verzog seinen breiten Mund gerade recht widerlich, ja fast plebejisch, als sich ein kurzes Klopfen an seiner Tür vernehmen ließ und Herr Warrens eintrat.

Ein junger Legationssekretär würde wirklich den Herrn von Bellfort in diesem Augenblick um die Gewandtheit beneidet haben, mit welcher er seine eben noch ziemlich gemeingrinsenden Gesichtszüge der neuen unerwarteten Situation anzupassen verstand. Mit heiterer Stirn und mit einem Lächeln in den Mundwinkeln trat er mit der Geschmeidigkeit eines Hofmanns seinem Besuch entgegen.

»Welche Freude bereiten Sie mir, mein Teurer, durch Ihr Erscheinen! Gestatten Sie, dass ich Ihnen einen Platz an meiner Seite anbiete.« Der Baron langte höflich nach einem Sessel. »Wie, Sie ziehen es vor, stehen zu bleiben? Nun, dann wenigstens eine Manila, die ich mit Recht empfehlen darf! ... Auch nicht? ... Oder ein Glas Portwein? ... Abermals nein! ... In der Tat, Sie scheinen es darauf angelegt zu haben, mich durch Ihr beharrliches Ablehnen des schönen Genusses berauben zu wollen, einen so gern gesehnen Gast einige schwache Aufmerksamkeiten zu erweisen.«

»Herr von Bellfort«, entgegnete Warrens, sich leicht verbeugend, »ich verkenne die Höflichkeit nicht, welche in Ihren Wor-

ten liegt, aber es tut mir leid, dass der Auftrag, welcher mich hierher führt, mir nicht gestattet, Ihren Aufmerksamkeiten Folge zu leisten.«

Der Baron erlebte ganz leise und warf heimisch einen forschenden Blick auf Warrens, ohne jedoch etwas von seiner geschmeidigen Freundlichkeit aufzugeben.

»Da Sie mir mit einer so feierlichen Eröffnung entgengetreten«, antwortete er, »so bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als ebenso feierlich um eine nähere Erklärung zu bitten.«

»Die soll Ihnen werden, und zwar ohne alle Umschweife.«

»Man beschuldigt Sie, Herr Baron, dem Ruf einer Dame, die ich und andere hoch achten, durch verleumderische Behauptungen zu nahe getreten zu sein.«

»Nehmen Sie sich in acht, Herr Warrens! Was Sie da eben sagten ...«

»Hüten Sie sich selbst, Herr von Bellfort. Ich verlange eine bestimmte Erklärung.«

»Sie verlangen eine Erklärung«, bemerkte dieser, »ohne mir mitzuteilen, worin dieselbe bestehen soll. Sie sprechen von einer Dame, nun schön, aber Sie werden doch zugeben müssen, dass dieses Wort heutzutage eine sehr ausgedehnte Deutung zulässt.«

»Mein Herr«, entgegnete Warrens mit entschiedener Festigkeit, indem sich seine Stirn in Falten zog und er den Baron streng anblickte, »ich glaube Ihnen schon vorhin bemerkt zu haben, dass es sich hier um jemand handelt, der meine ganze Hochachtung besitzt.« »Schön, schön«, entgegnete Bellfort im nachgiebigen, geschmeidigen Ton, »ich danke Ihnen, dass Sie mich daran erinnern. Hierüber also kein Wort mehr. Bevor ich Ihnen jedoch weiter antworte, muss ich darauf bestehen, dass Sie mir das Vergehen, dessen Sie mich beschuldigen, so wie den Namen derjenigen, gegen welche es verübt sein soll, benennen.«

»Die Dame, um die es sich hier handelt, ist Frau Katharina Walden«, entgegnete Warrens.

»Ah!«, rief der Baron in einem Ton, als werde ihm plötzlich al-

les klar. Doch als ob er fühle, dass er sich durch diesen Ausruf verraten habe, fügte er mit möglichster Unbefangenheit hinzu: »Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.«

»Sie haben gestern Abend den Spielklub im Hotel du Nord besucht?«

»Allerdings. Sie wissen ja, dass sich dort stets die ausgesuchteste und munterste Gesellschaft versammelt.«

»Darum handelt es sich jetzt nicht, sondern um die Äußerungen, welche Sie an jenem Ort haben fallen lassen.«

»Aber, mein Teurer, soll ich denn für jedes Wort verantwortlich sein, welches beim Champagner über die Lippen geht.«

»Sie haben Andeutungen gemacht, die auf besondere Gunstbezeugungen schließen lassen, welche Ihnen seitens der Frau Walden zuteilgeworden sind.«

»Welche Frau muss sich derartige kleine Neckereien nicht gefallen lassen.«

»Sie haben endlich ziemlich unverhüllt zu verstehen gegeben, dass es nur von Ihnen abhängt, ein Rendezvous von dieser Dame zu erlangen.«

»Nun, und wenn dem nun so wäre?«, fragte mit ziemlicher Unverschämtheit Bellfort.

»In diesem Fall, mein Herr«, entgegnete Warrens, indem die Nöte des Unwillens sein Gesicht übergoss. »In diesem Fall stelle ich es Ihnen anheim, mir und einigen meiner Freunde entweder bis Morgen Mittag die genügenden Beweise für eine solche Behauptung beizubringen, oder die Folgen einer so unverschämten Prahlerei auf sich zu nehmen.«

Nach diesen Worten schritt Warrens unter einer kurzen frostigen Verbeugung an Herrn von Bellfort vorüber, der ihn in seinem schönen karmesinroten Schlafrock sehr höflich bis an die Tür begleitete. Als diese sich aber wieder geschlossen und Bellfort einige Augenblicke auf den in der Ferne verhallenden Schall der Schritte gelauscht hatte, schnitt er plötzlich eine sehr gemeine Grimasse, legte die ausgespreizten fünf Finger in äußerst ple-

bejischer Weise an seine Nase und sagte, indem er dabei eine keineswegs aristokratische Haltung annahm: »Da können Sie lange warten, mein Herr Warrens, ehe ich Ihnen einen solchen Gefallen tue! Das hieße ja die größte Dummheit begehen, wollte ich meinen Körper dem Lauf Ihrer Pistole aussetzen und die Blicke der Polizei hierdurch so recht geflissentlich auf mich ziehen. Nein, diese Nacht noch reise ich nach Wien ab, und dann mögen sich die Ritter der schönen Katharina darüber den Kopf oder meinetenwegen auch die Hälse zerbrechen, wie viel an der Geschichte mit dem Rendezvous wahr ist. Etwas wird immer geglaubt und so bleibt mir nebenbei noch die Aussicht, an einer stolzen Frau, die ich doch eigentlich im Grunde meines Herzens hasse, Rache nehmen zu können.«

Der Baron entledigte sich nach diesem mannhaften Entschluss seines schönen Schlafrocks und begann sich damit zu beschäftigen, die letzte Hand an seine Toilette zu legen, als Franz abermals den Kopf zur Tür hineinsteckte und ein kleines, in ein feines Kuvert eingeschlagenes Billett überreichte.

Herr von Belfort wendete das zierliche Briefchen mehrere Mal hin und her, und je länger er die feine Handschrift betrachtete, welche die Adresse bildete, um so mehr wuchs die Spannung, die sich seiner bemächtigt hatte.

»Diese Schriftzüge kenne ich nicht«, murmelte er und fügte mit einem Blick in den Spiegel in eitler Selbstzufriedenheit hinzu: »Also eine neue Eroberung! ... Nun, wir werden ja sehen, ob es sich der Mühe lohnt!«

Mit diesen Worten löste er begierig das einen Amorkopf darstellende Siegel und überflog nun hastig den Inhalt des Schreibens, welcher folgendermaßen lautete:

Mein Herr!

Sie haben mir so oft versichert, dass Sie verschwiegen sein können und dass Sie es verstehen, das Geheimnis einer Dame zu bewahren. Wohlan, ich will Ihnen Vertrauen schenken und bin bereit, Sie heute Abend um neun Uhr in meiner Villa vor dem neu-

en Tor zu empfangen. Meine Kammerjungfer wird Sie zur festgesetzten Stunde dort erwarten, um Ihnen als Führerin zu dienen.

E. W.

»Ah«, sagte der Baron, indem er mit einem Lächeln des Triumphs das Billett zusammenschlug und dasselbe sorgfältig in seine Briefftasche verschloss, »jetzt kommt die Reihe an Sie, Herr Warrens, mir Ihre Entschuldigung zu machen! Mit einem solchen Dokument versehen, besiegt man seine Gegner auch ohne Degen und Pistole und die Abreise nach Wien ist jetzt nicht mehr notwendig! Weshalb sollten denn auch die Frauen in Deutschland anders fein, wie die in Frankreich. Muss man sich denn bei ihnen nicht immer darauf gefasst machen, auf Launen und Widersprüche zu stoßen, und weiß man, was in der Seele eines Weibes vorgeht, wenn sie Lust hat, ihr Gesicht als Maske zu gebrauchen! ...«

In seiner Eitelkeit und in seiner Hast, dem in Aussicht gestellten Duell auszuweichen, übersah der Baron ganz, dass ihm doch vielleicht eine Falle gestellt sein könnte. Außerdem hatte er wahrhaft edle und tugendhafte Frauen nie kennengelernt und endlich geschah auch hier, was so häufig geschieht, wenn ein Verbrechen oder eine schlechte Handlung begangen wird. Eine höhere geheimnisvolle Macht schlägt den Täter trotz aller Schlauheit doch nach irgendeiner Seite hin mit Blindheit, sodass dieser schließlich dennoch von dem rächenden Fatum ereilt wird.

So ergriff auch jetzt Herr von Bellfort mit sehr zufriedennem Gesicht eine Feder und schrieb folgende Worte aufs Papier:

*Mein sehr verehrter Herr Warrens!*

*Wenn Sie heute Mittag ein Uhr im Kaffee Royal mit mir zusammentreffen wollen, so werde ich Ihnen über den diesen Vormittag zwischen uns verhandelten Gegenstand die genügendsten Aufklärungen geben. Ich wäre hierzu freilich schon zu der Zeit imstande gewesen, als Sie mich mit Ihrem Besuch beehrten. Allein ich kämpfte damals noch mit*

*einigen Bedenken, die ich indessen jetzt, nach nochmaliger reifer Überlegung, beseitigt habe.*

*Ihr*

*Baron von Belfort.*

Als dieses Schreiben zusammengelegt und versiegelt war, ertheilte ein kräftiger Griff am Klingelzug dem allezeit dienstbereiten Franz den Befehl, zu erscheinen. Der hohe Gönner drückte ihm die inhaltsschwere Depesche in die Hand und sagte mit einem Nachdruck, welcher nicht missverstanden werden konnte: »Sofort an Herrn Warrens zu besorgen!«, worauf er seinen Hut und ein elegantes Stöckchen ergriff und mit einem Lächeln befriedigter Eitelkeit und gleichzeitig höhnischer Schadenfreude die Treppe hinabstieg, um nun, bevor er sich ins Kaffeehaus begab, noch einen Spaziergang zu machen.

Um zu dem Landhaus der Frau Walden zu gelangen, musste man eine schöne Kastanienallee passieren und trat dann am Ausgang derselben in einen kleinen, sauber angelegten Park, in dessen Mitte die Villa auf einer mäßigen Anhöhe aus einem Kranz von blühenden Gewächsen und Blumenpyramiden hervortrat.

Es mochte Viertel vor neun sein, als ein Herr, in einen leichten Mantel gehüllt, aus dem Schatten der Bäume trat, still und geräuschlos durch das nur angelehnte Gitter schritt, und nicht ohne Vorsicht den Windungen eines mit feinen weißen Sand belegten Weges folgte, indem er sich sorgfältig im Schatten der Jasminhecke hielt, welche denselben einfasste. Zuletzt gelangte er an einen schönen, breitästigen Lindenbaum, an dessen Fuß sich ein frischer, mit duftenden Kräutern übersäter Rasenteppich ausbreitete. Hier blieb er stehen, lehnte sich an den kräftigen, gerade emporschießenden Stamm und nahm, indem er seine Blicke gespannt auf das Landhaus heftete, eine solche Stellung ein, dass man berechtigt war, daraus den Schluss zu ziehen, er sehe dem Erscheinen einer zweiten Person entgegen. Da diese indessen nach einigen Minuten des Wartens noch immer nicht kommen

wollte, so benutzte der Unbekannte inzwischen die Muße, die ihm blieb, dazu, um sich durch einige halblaute Betrachtungen die Zeit etwas zu verkürzen.

»Ich möchte wohl wissen«, begann er, »was mein Heißsporn, der kampflustige Herr Warrens, setzt auf seinen Beobachtungsposten für ein Gesicht macht ... Oh, meine Herren Paladine, die sie mit gezückten Schwertern diese Frau Walden umgeben, um ihre Ehre und ihren Ruf mit Ihrem Blut zu verteidigen, jetzt werden sie doch wohl endlich einsehen, dass sie von Ihrer Armida düpiert worden sind! ... Frauen verteidigen! ... Wer tut das heutzutage wohl - die verteidigen sich selbst - man erobert sie nur noch! ...«

Hier drehte Herr von Bellfort - denn er war der Sprecher - im stolzen Selbstbewusstsein an den Spitzen seines Bartes und ließ seinen Blick wohlgefällig an seinem Körper herabgleiten.

»Spreche mir keiner von den zarten Mysterien der Liebe«, fuhr er fort, »sehen wir denn nicht täglich, dass die Launen der Frauen dieselben in der rücksichtslosesten Weise preisgeben, wenn sie ihr Vorteil oder die Leidenschaft dazu antreibt! ... Weshalb also ein größeres Zartgefühl dabei beobachten, wie der äußere Schein gerade bedingt. Warum sich die Pflicht des Schweigens auferlegen, wo Sprechen als eine Rechtfertigung, als ein Triumph über andere erscheint?«

So weit war der Baron in seinem Selbstgespräch gelangt, als aus einem der Seitengänge eine schlanke Frauengestalt trat, welche die Fantasie eines schwärmerischen Dichters, vermöge ihres leichten schwebenden Ganges, wohl imstande gewesen wäre, in eine Elfe zu verwandeln, die aber das wohlgeübte Auge des Barons sofort als die Kammerzofe der Frau Walden erkannte.

»Sind Sie es, meine kleine holde Does?«, lispelte Herr von Bellfort, indem er mit seiner Rechten das runde Kinn des niedlichen Mädchens streichelte, während er gleichzeitig ein Goldstück in die Hand desselben gleiten ließ. »So kommen Sie, kleiner Cherubim, und öffnen Sie mir die Pforten des Paradieses, an

welchem ich bereits seit einer halben Stunde als Schmachter stehe.«

»Dann folgen Sie mir, Herr Baron«, sagte kichernd Dores, »damit ich Sie von dieser Qual erlöse.«

Und die Kleine trippelte voran, indem sie sich von Zeit zu Zeit umsah und zum Zeichen der Vorsicht und des Schweigens schelmisch den Finger auf den Mund legte.

Endlich blieb sie unter dem Vordach der Villa stehen, machte einen graziösen Knicks und sagte: »Hier muss ich mich verabschieden und es Ihnen überlassen, den Weg weiter zu finden. Allein es wird Ihnen dies nicht schwerfallen, denn Sie haben nichts weiter zu tun, als dort die Treppe hinaufzusteigen und in das erste Zimmer rechter Hand zu treten.«

Fort war das gewandte Mädchen und Herr von Bellfort stand einen Augenblick lauschend da. Nichts regte sich, ringsum herrschte die tiefste Stille, aber keine unheimliche, denn auch die innere Säulenhalle schmückten Blumengruppen. Eine von der Decke herabhängende Ampel verbreitete ein angenehmes Dämmerlicht und oben in ihrem Boudoir harrte ja die schöne Frau, mit ihren bis auf den Busen herabfallenden kastanienbraunen Locken, mit ihren geistreichen lichtblauen Augen, mit ihrem schwellenden Mund, mit so weichen und elastischen Körperformen, als solche jemals das Auge eines Sybariten entzückten.

Herr von Bellfort war, wie wir gesehen haben, keineswegs eine poetische Natur, was seine Grundsätze anbelangt. So hatte er sich, den Frauen gegenüber, sogar als Zyniker zu erkennen gegeben. Aber dennoch löste sich in diesem Augenblick bei der Erinnerung an das Glück, dem er entgegenteilte, die garstige Kruste, welche sein Herz einfasste. Als er in der höchsten Spannung geräuschlos die breiten, mit weichen Teppichen belegten Stufen hinaufstieg, konnte er sich einer sentimentalen Anwandlung nicht erwehren. Die Frage drängte sich ihm auf, ob es denn doch nicht gar zu schlecht sei, so viele Güte mit so vielem Undank, so großes Vertrauen mit so gemeinem Verrat zu vergelten.

Er war im oberen Stock angelangt. Er legte die Hand auf den Drücker der ihm bezeichneten Tür, lauschte einen Augenblick mit zurückgehaltenem Atem. Hatte sie sein Kommen gehört, diese wunderbare Frau, von welcher er erst verachtet und mit Widerwillen zurückgestoßen, dann plötzlich aus Gründen, die er nun zu erfahren hoffen durfte, zu der Höhe einer solchen Gunst emporgehoben worden war?

Wie würde sie ihm entgegenreten? Welche letztendliche Lösung würde der so geheimnisvoll geschlungene Knoten finden? Es drängte ihn, dies zu wissen. Das Schloss der Tür gab dem raschen Druck seiner Hand nach und staunend, bestürzt, verwirrt stand der Baron im nächsten Augenblick in dem kleinen eleganten Salon, unschlüssig, ob er sich eilig zurückziehen oder bleiben und der neuen Situation Trotz bieten sollte.

Herr von Bellfort nannte sich im Stillen einen Tölpel und überhäufte seine werthe Person noch mit verschiedenen ähnlichen Schmeichelnamen, denn es blieb ihm nun kein Zweifel mehr, dass er in dieses Zimmer durch eine List gelockt worden war, die er, der sonst so Schlaue und Vorsichtige, nicht durchschaut hatte, obgleich warnende Anzeichen genug vorhanden gewesen waren, um zur Behutsamkeit zu mahnen. In der Mitte des Gemachs, in dem er sich befand und aus welchem ihm ein Rückzug nicht mehr möglich war, stand ein großer ovaler Tisch, den ein feiner Teppich bedeckte und auf welchem zwei silberne Armleuchter mit brennenden Wachskerzen standen. An dem einen Ende der Tafel saßen im Halbkreis sechs Herren, die, wie Bellfort wusste, zu den engeren Vertrauten der Frau Walden gehörten. Den obersten Platz hatte Warrens, der hier gewissermaßen das Amt eines Präsidenten zu versehen schien, eingenommen. Ganz am untersten Ende des Tisches, völlig abgesondert von den übrigen Sitzen, stand ein leerer Stuhl, welcher lebhaft an eine Anklagebank erinnerte. Und endlich erblickte man ungefähr in der Mitte des Zimmers einen schönen, mit weißem Samt ausgeschlagenen Fauteuil, der ebenfalls unbesetzt war.

Als der Baron eintrat, empfing ihn eine Totenstille. Keine Hand streckte sich ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, kein Blick hieß ihn willkommen, nur einem finsternen Stirnrunzeln oder einem hämischen verächtlichen Lächeln begegnete sein Auge, als sein Blick mit scheuer Hast über die stumme Versammlung glitt.

Aber Herr von Bellfort war nicht der Mann, sich sofort gefangen zu geben.

»Ich bin in eine Falle geraten«, sprach er zu sich selbst, »das steht unzweifelhaft fest. Indessen bin ich schon bei anderen Gelegenheiten in ähnlichen schwierigen Lagen gewesen, und Dreistigkeit und eine derbe Portion Unverschämtheit haben es mir zuletzt doch immer noch möglich gemacht, mit ziemlich heiler Haut davon zukommen. Sondieren wir daher zunächst etwas das Terrain und sehen wir dann, wie wir darnach unser Benehmen einrichten.«

Diese Gedanken durchzuckten wie der Blitz das Gehirn des Barons. Um seinen Gegnern den möglichst kleinsten Vorteil über sich einzuräumen, zögerte er keinen Augenblick, mit seinen Operationen zu beginnen.

»Charmant!«, rief er, mit einem unbefangenen Lächeln um sich blickend, »allerliebste! Eine köstlichere Überraschung hätte uns unsere lebenswürdige Wirtin nicht bereiten können, denn bekennen Sie nur, meine Herren, Sie haben gewiss mein Erscheinen ebenso wenig erwartet, wie ich Sie hier zu treffen vermutete.«

Allgemeines Schweigen, dessen tiefe Stille durch Nichts unterbrochen wurde.

»Teufel«, murmelte er, »nicht einmal eine Antwort!« Aber er fasste sich sogleich und fügte laut hinzu: »Ein origineller Scherz, wie er in der Tat nicht schöner ausgedacht werden konnte! Es scheint also, als wenn es sich darum handelte, in den Orden der Schweigsamen aufgenommen zu werden?«

Abermals Grabesstille.

»Oder ist es vielleicht eine Gerichtssitzung?«, fragte Herr von

Bellfort, indem sich sein breiter Mund zu einem gezwungenen Lachen verzog, während sich sein Blick lauernd auf die Anwesenden heftete.

Diesmal bekam er eine Antwort.

»Jener Sessel ist für Sie bestimmt«, sagte Warrens, indem er auf den am untersten Ende des Tisches stehenden Stuhl zeigte, »nehmen Sie gefälligst Platz, mein Herr.«

»Ah, charmant«, entgegnete der Baron, indem er sich an der ihm bezeichneten Stelle niederließ, »nun sehe ich doch, dass ich in Ihrem Kreis aufgenommen bin und dass man mich erwartet hat.«

Die sechs Herren sahen sich bei diesen Worten mit Blicken an, welche dem Herrn von Bellfort eine Gänsehaut über den Rücken jagten.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Seitentür, und Katharina Waiden trat mit einem Lächeln, das nie reizender auf ihren Lippen geschwebt hatte, in den Salon.

Die Herren erhoben und verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor der schönen Frau, welche mit einer anmutigen Bewegung des Kopfes für die ihr dargebrachte Huldigung dankte.

Dann wendete sie sich mit einer unbefangenen Verbeugung zu dem Baron und sagte: »Sie haben sich pünktlich eingestellt, mein Herr. Es ist jetzt gerade fünf Minuten nach neun.«

»Gnädige Frau, ich weiß die Ehre einer solchen Einladung vollkommen zu würdigen.«

Frau Walden sah den Sprecher mit einem Blick unendlicher Verachtung an. »Eine Einladung, mein Herr? ... Nein, wenn man ein Rendezvous bewilligt, so schreibt man keine Einladung.«

»Aber, gnädige Frau, ich muss eine solche Behauptung, selbst wenn sie im Scherz geschieht, in Ihrem eigenen Interesse auf das Entschiedenste in Abrede stellen. Meine Diskretion gegenüber Damen ...«

»Ist zur Genüge bekannt, mein Herr«, fiel Frau Katharina hier scharf betont ein, wobei ein zweiter Blick unaussprechlicher Ver-

achtung den Baron traf.

»Seien Sie übrigens unbesorgt, Sie kompromittieren mich nicht, denn das Billett, welches Sie diesen Morgen erhielten, wurde in Gegenwart der hier anwesenden Herren geschrieben.«

Die Anwesenden verbeugten sich zum Zeichen der Zustimmung. Auf der Stirn des Barons wurden einige Schweißtropfen sichtbar.

»Meine Freunde behaupten«, fuhr die schöne Witwe fort, indem sie anmutig auf den mit Samt ausgeschlagenen Sessel zu schritt und darin Platz nahm, »dass ich einige Erzählungsgabe besitze. Dies hat mir eine einfache, aber rührende Geschichte ins Gedächtnis zurückgeführt und die Idee bei mir hervorgerufen, heute Abend durch Mitteilung derselben die Probe zu machen, ob ich das mir gespendete Lob auch verdiene. Ist es Ihnen recht, meine Herren, wenn ich damit beginne?«

»Sie werden an uns die aufmerksamsten Zuhörer finden«, entgegnete Warrens im Namen der anderen, »wir behalten uns vor, schließlich darüber unser Urteil abzugeben.«

»So hören Sie. Für die Wahrheit der Erzählung stehe ich übrigens ihrem ganzen Inhalt nach ein, da sie Tatsachen enthält, die ich selbst erlebte und weil ich jede einzelne darin verkommene Person genau gekannt habe!«

Hierauf begann sie.

»Sie alle, meine Herren, sind mit dem Leben in den großen Städten zur Genüge bekannt - mit jener glänzenden Außenseite desselben wenigstens, die für den Uneingeweihten so viele Anziehungskraft besitzt und allen denen, welchen die Mittel zu Gebote stehen, ihre Wünsche zu befriedigen, in der Tat schon hier auf Erden die Pforten zu einem Paradies öffnet, das demjenigen nicht nachsteht, welches Mohammed seinen Gläubigen in Aussicht stellt. Aber ob Sie auch gleichzeitig einige tiefere Blicke nach einer anderen Seite hin geworfen haben, wo Kummer, Armut, Sorgen und Verlassenheit ihre grausame Herrschaft ausüben, das ist eine andere Frage. Verlassenheit und Hilflosigkeit

habe ich gesagt, meine Herren, und dies bezieht sich vor allem auf mein Geschlecht, denn glauben Sie, manches gute und brave Mädchen, welches die Verhältnisse schon früh verwaist in die Welt hinausstoßen, muss sich das Stück Brot, was ihr für anstrengende und mühselige Arbeit gereicht wird, unter Seufzern und bitteren Tränen erkämpfen. Die schönen Tage ihrer Jugend gehen worüber, ohne dass sie von dem milden Hauch derselben berührt wird. Spreche mir niemand von der Tyrannei der Großen, vom Druck, welchen der Reiche auf den Armen ausüben soll. Steigen Sie in das mittlere Geschäftsleben hinunter, meine Herren, sehen Sie, wie eine hartherzige Prinzipalin die grausame Tyrannin gegenüber den armen Mädchen spielt, welche sie in ihrem Laden sitzen hat. Beobachten Sie, mit welcher Gefühllosigkeit von anderer Seite wieder so häufig auf die hilfsbedürftige Lage der armen Handarbeiterin spekuliert wird, um ihr geringes Verdienst bei jeder sich anbietenden Gelegenheit durch Abzüge zu schmälern. Erwägen Sie, in welcher Weise oft die Bedingungen ausgesprochen werden, unter welchen man bereit ist, einem hübschen Gesicht Arbeit zu geben. Ziehen Sie endlich in Betracht, wie manche arme Waise, statt eine wohlwollende, teilnehmende Pflegemutter zu finden, schon frühzeitig in die Hände einer Megäre gerät. Sie werden mir recht geben müssen, dass alle diese Übel weniger in unseren äußeren Staatseinrichtungen als in den Fehlern unserer gesellschaftlichen Zustände liegen, die nur nach und nach und erst dann beseitigt werden dürften, wenn mit der zunehmenden Bildung sich auch die Humanitätsbegriffe und das sittliche Gefühl für Recht und Billigkeit erweitern.

Doch entschuldigen Sie diese Abschweifung und lassen Sie mich zu meiner Erzählung zurückkehren. Es mögen jetzt ungefähr zwölf Jahre her sein, als in Magdeburg eine fünfzehnjährige Waise, die weder Verwandte noch Freunde hatte, in dem Haus einer Witwe, die ein Hutgeschäft besaß, als Pflegebefohlene untergebracht wurde.«

Herr von Bellfort hob bei diesen letzten Worten seinen Kopf in die Höhe und wurde plötzlich ein sehr aufmerksamer Zuhörer.

»Diese alte Frau«, fuhr die Erzählerin fort, »war gegenüber dem jungen Mädchen, welches wie ich Katharina hieß, hart und gefühllos, aber sie wurde es noch mehr durch die Einflüsterungen ihres Sohnes, der neben einem verdorbenen, zu jeder Schlechtigkeit fähigen Herzen, als Hauptzüge seines Charakters zwei sonst sich schroff entgegenstehende Eigenschaften entwickelte: eine unverkennbare, mit den Jahren immer mehr zunehmende Geldgier nämlich, und ein ehrsüchtiges Bestreben zu glänzen, welches er schon damals in seinen beschränkten Verhältnissen bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen bemüht war. Anton ...«

Bei diesem Namen zuckte der Baron zusammen und fuhr so merklich empor, dass sich die Blicke der Anwesenden verwundert auf ihn richteten.

»Anton also«, erzählte Frau Walden weiter, indem sich ihren Blick fest auf Bellfort heftete, »Anton hasste die junge Katharina, denn sein Geiz glaubte sich durch sie beeinträchtigt. Er grollte über jeden Bissen, welchen sie zum Munde führte und erzitterte bei dem Gedanken, dass es seiner Mutter bei einem Anfall von Reue am Ende noch in der letzten Stunde einfallen könnte, der schlecht behandelten Waise zur Beruhigung ihres Gewissens ein kleines Legat auszusetzen. Aus diesen Gründen sann der verworfene Mensch täglich auf Mittel, die arme Katharina aus dem Haus zu vertreiben. Er glaubte dies am ehesten zu erreichen, wenn er versuchte, ihr das Leben möglichst zu verbittern. Die Mittel hierzu wusste er in der raffiniertesten und grausamsten Weise ausfindig zu machen.

Im strengsten Winter, bei einer Kälte von zwanzig Grad, musste das arme Kind im ungeheizten offenen Laden bis spät in die Nacht sitzen. Mit von Frost aufgeschwollenen Händen wurde sie von dem Buben in seiner Nichtswürdigkeit, unter dem Vorwand, ihre Handschrift zu verbessern, sogar zu kalligrafischen

Übungen mitten in dieser Eisregion gezwungen. Wenn sie dann endlich nach beendetem Geschäft spät am Abend in das gemeinschaftliche Wohnzimmer zurückkehrte, wurde sie von dem jungen Tyrannen, unter der Behauptung, dass sie ihre Arbeiten nachlässig gemacht habe, mit Schimpfworten empfangen, die sich mitunter sogar bis zu körperlichen Misshandlungen steigerten.«

Hier hielt Frau Walden einen Augenblick inne. Man sah es ihr an, wie sie mutig ein paar Tränen hinunter zu kämpfen suchte. Die Blicke der sechs Herren aber richteten sich in so drohender Weise auf den Baron, dass dieser kreideweiß wurde und verlegen seinen Hut in den Händen zerknitterte.

»Was die Waise diesen Misshandlungen entgegenzusetzen vermochte«, fuhr die Dame fort, »waren einsam vergossene Tränen und stille Gebete zu Gott um Erlösung aus dieser Hölle. Nach zwei Jahren starb endlich Frau Wilhelmi.«

Bei diesem Namen zuckte Bellfort abermals heftig zusammen und stierte Frau Walden wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt an. Diese hatte keineswegs die Wirkung außer Acht gelassen, welche ihre Worte bei dem kühnen Glücksritter hervorriefen, aber sie tat so, als bemerke sie es nicht und fuhr mit bewegter Stimme in ihrer Erzählung folgendermaßen fort:

»Das Erste, was der junge Tyrann tat, war, dass er die Waise auf die Straße stieß. Mit einem leichten Bündel unter dem Arm, das seine ganzen Habseligkeiten enthielt, verließ das junge Mädchen das Haus, in dem sie so vieles hatte erdulden müssen. Diesmal rollten keine Tränen über seine Wangen, denn so verlassen es auch dastand, so dankte es doch den Himmel für die Befreiung aus solcher Knechtschaft. Seine Brust hob sich leichter, denn es befand sich ja jetzt nicht mehr in der Gewalt seines rohen, gefühllosen Zuchtmeisters. An der Straßenecke blieb Katharina stehen und richtete den Blick noch einmal auf das unheimliche Haus, aber kein Fluch ging über ihre Lippen, sondern ein stilles Gebet um Besserung für den Elenden. Dann schritt sie mit ge-

senktem Haupt durch die belebten Straßen und suchte einen alten Bekannten ihrer verstorbenen Eltern auf, der sich stets als ein anständiger und rechtlicher Mann bewiesen hatte. Das war ein Weg, den ihr Gott zeigte. Von nun ab änderte sich ihr Schicksal. Durch die Vermittlung dieses würdigen Greises erhielt die Waise einen Platz im Haus von dessen Schwester, die in einer großen Fabrikstadt wohnte. Dort lernte sie einen recht schaffenden Mann kennen, der ihr freilich an Jahren weit voraus war, der aber das edelste Herz von der Welt besaß. Er bot ihr seine Hand an, und dem Zug ihres Herzens und der Stimme der Vernunft folgend, zögerte sie nicht, ein Band zu schließen, welches sich von der ersten bis zur letzten Stunde ihrer Ehe als das glücklichste bewährte. Als Katharina heiratete, besaß ihr Gatte nur wenige Webstühle, aber Gott segnete ihren Eingang in sein Haus. Aus dem Dutzend Webstühlen wurden bald fünfzig, dann hundert, dann eine große schöne Fabrik, und nach acht Jahren war sie die Frau eines der geachtetsten Gewerbetreibenden der Gegend. Katharina reiste mit ihrem Gatten, dessen Gesundheit schwankend zu werden begann, ins Bad. Die Zeit hatte aus dem zarten, nur halb entwickelten, schüchternen Mädchen eine sicher auftretende Frau gemacht. Die ehemalige Waise in dem bescheidenen Kattunkleid ließ sich in der Dame von Welt und Tournüre, die den neuesten und geschmackvollsten Moden huldigte, nicht wieder erkennen, zudem war ihr von Natur dunkles Haar noch dunkler geworden und der glatte, anspruchslose Scheitel hatte einer Fülle von Locken weichen müssen.

»Eines Tages befand sich die Dame mit ihrem Mann im Spielsaal und sah dem Roulette zu. Plötzlich zuckte sie zusammen und ein Frösteln überlief sie, denn ihr gegenüber stand Anton, er, der ihre erste Jugend so grausam vergiftet, der sie misshandelt, der sie endlich aus dem Haus gestoßen hatte.«

Herr von Bellfort begann von Neuem auf seinem Stuhl unruhig hin und her zu rücken.

»Ich fürchte, Sie langweilen sich, Herr Baron«, sagte Frau Wal-

den, indem sie sich mit einem Blick kalten Spottes an den armseiligen Wicht wandte, der sonst so anmaßend und dreist, nun jedoch vor diesem Blick mutlos erbebte. »Widmen Sie mir nur noch auf einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit und verzeihen Sie, wenn meine Erzählung nicht nach Ihrem Geschmack ist.«

Der Baron vergaß so weit alle Politesse, dass er es unterließ, auf diese verfänglichen Worte nur mit einer Silbe zu antworten.

»Wenn ich Ihnen versichere, meine Herren«, fuhr Frau Walden fort, »dass der armen Katharina zumute war, als ob sie von einer Viper gebissen worden wäre, als sie diesen verhassten Menschen erblickte, so dürfen Sie solches wörtlich nehmen. Sie blickte noch einmal zu dem von ihr so tief Verachteten hin. Daraufhin kehrte ihr Widerwille im verstärkten Maße zurück. Es war ihr, als ob sie einem garstigen Basilisken in sein giftgetränktes Antlitz blickte.«

Dieses Mal warf der Baron der schönen Witwe einen Blick zu, der dem ausgelerntesten Banditen die größte Ehre gemacht haben würde.

»Was die ehemalige Waise noch einigermaßen hinsichtlich ihrer Entdeckung in Zweifel ließ«, fuhr Frau Walden fort, »war die völlige Veränderung, welche in dem Äußeren dieses Menschen vorgegangen war. Seine Kleidung zeigte Eleganz und huldigte dem neuesten Geschmack. Er bemühte sich, gewisse aristokratische Manieren zur Schau zu tragen und beschäftigte sich sehr viel mit seinem Haar ... in Form und Schnitt genau wie das Ihre, Herr Baron«, fügte die junge Frau scharf betont hinzu.

Herr von Bellfort würde in diesem Augenblick wer weiß was darum gegeben haben, wenn er sein Haar unter einer Perücke hätte verbergen können.

»Was Katharina endlich noch mehr in Erstaunen setzte, war, dass der auf diese Weise metamorphosierte Ritter sich mitunter in sehr vertraulicher Weise zu einer beleibten älteren Dame herabbeugte, die mit Gold und Edelsteinen überladen war und sich stark am Spiel beteiligte. Ich muss Gewissheit haben, dachte Ka-

tharina, und im Augenblick war ihr Entschluss gefasst. Eine dicht gedrängte Gesellschaft umgab das Roulette und alle folgten mit Spannung den Wechselfällen des Spiels. Ohne dass es auffiel, gelang es ihr daher, bis in die unmittelbare Nähe des Abenteurers zu kommen. Plötzlich rief sie scharf und artikuliert ›Anton!‹, schlüpfte aber sogleich hinter dem Rücken zweier Herren hinweg. Meine List gelang vollständig, denn sobald dieser Ruf das Ohr meines ehemaligen Tyrannen erreichte, zuckte er zusammen, als wäre ihm ein Schlag mit einer Elektrisiermaschine beigebracht worden und sah sich bestürzt um. Ich stellte mich ihm hierauf wieder gegenüber, blickte ihm scharf ins Gesicht und bemerkte zu meiner Freude, dass er in mir die arme kleine Waise von ehemals nicht im Entferntesten vermutete. Zu meinem Erstaunen redete ihn die dicke, mit Gold überladene Dame als ›Chevalier Hautcour‹ an, doch drang eines Tages das Gerücht zu meinen Ohren, dass dieser falsche Chevalier, welcher einst in Magdeburg Hüte verkauft und ausgebügelt hatte, von seiner Protektorin, der Witwe eines ehemaligen Armee-Lieferanten, plötzlich wegen eines erheblichen Mankos in der ihm anvertrauten Kasse den Abschied erhalten habe.«

Herr von Bellfort fasste bei diesem überraschenden Schluss der Erzählung möglichst geräuschlos in seine Brusttasche, um sich zu überzeugen, ob er auch seinen Pass bei sich habe, den er für unvorhergesehene Fälle stets mit sich führte.

»Sie sehen also, meine Herren«, fuhr die Witwe fort, »wie wenig es noch immer in der Macht der guten Gesellschaft liegt, sich vor der Berührung mit solchen Schwindlern zu hüten, wenn auch ihre Rolle in der Regel nur von kurzer Dauer ist und sie schließlich doch in den meisten Fällen der wohlverdienten Strafe anheimfallen.«

»Jedenfalls gebietet es die Pflicht, derartige Subjekte, deren Wappenbrief meist ein falscher Pass ist, unnachsichtig den Händen der Polizei zu überliefern«, bemerkte Warrens mit unverkennbarer Schärfe.

Der falsche Herr von Bellfort erhob sich bei diesen bedeutungsvollen Worten halb von seinem Sitz und brachte sich in eine Position, die es ihm möglich machte, nötigenfalls mit einem Sprung zur Tür hinaus zu sein.

»Hat die Gesellschaft einmal das Unglück gehabt, sich von einem solchen Menschen düpieren zu lassen«, bemerkte Frau Walden, »so halte ich es noch immer für das Zweckmäßigste, denselben auf stille und geräuschlose Weise von dem Schauplatz seiner Taten verschwinden zu lassen. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Herr Baron?«

»Unbedingt! Unbedingt!«, rief der Abenteurer, indem er sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn trocknete.

»Und Sie finden auch, dass meine Erzählung recht viel Lehrreiches enthält?«, fragte die junge Frau mit der Strenge eines unerbittlichen Inquirenten weiter.

»Sehr viel Lehrreiches in der Tat!«, stöhnte der falsche Baron.

»Sie bekennen also, dass Sie mir für das Ihnen gewährte Rendezvous Dank schuldig sind?«

Statt einer Antwort schlug sich der entlarvte Anton diesmal vor die Stirn und nannte sich laut einen Esel.

Katharina erhob sich mit einem unaussprechlichen Blick der Verachtung. Mit stolzer Würde maß sie den erbärmlichen Wicht von der Zehe bis zum Wirbel und verließ in wahrhaft majestätischer Haltung, die reine und edle Stirn den Anwesenden zugewendet, den kleinen Salon.

Sogleich wurde der falsche Baron von den sechs Herren umringt, die einen Kreis um ihn schlossen.

»Es hat soeben zehn Uhr geschlagen«, sagte Warrens, »um elf geht der Schnellzug nach Paris.«

»Ich verstehe«, entgegnete der Glücksritter, »und Sie können sich überzeugt halten, meine Herren, dass ich den Wink nicht unbeachtet lassen werde.«

»Solches dürfte auch Ihren Interessen am besten zusagen«, lautete die Antwort. »Wenn Sie übrigens so milde davon kommen,

so haben Sie dies nur der Fürsprache der edlen Frau zu verdanken, der Sie sich in so unverschämter Weise zu nähern wagten, und die, wenn auch mit Ekel gegen Sie erfüllt, dennoch nicht Böses mit Bösem vergelten wollte.«

»Meine Herren ...«, stotterte der ehemalige Hutmacher.

»Schon gut. Sie haben Ihre Rolle mit seltener Dreistigkeit gespielt, und wenn Sie so fortfahren, haben Sie die besten Aussichten, schließlich im Zuchthaus zu debütieren. Jetzt gehen Sie, wir werden Ihre Abfahrt überwachen.«

Der Kreis der Herren teilte sich und der Schwindler schlüpfte behände durch die Tür. Etwas vor elf langte der Herr Baron wirklich auf dem Bahnhof an und schon eine Stunde nachher wurde er in dem Coupé, in welchem er saß, als ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, als ein Mann von durchaus feinen Manieren und höchst achtungswerten Grundsätzen beurteilt. Nur reiste er diesmal nicht als Herr von Bellfort, sondern als deutscher Baron von Drachenfels.

Am anderen Tage erschien in den Zeitungen ein ziemlich dunkel abgefasster Artikel, der aber doch für die Eingeweihten völlig verständlich war. Es hieß darin:

»Abermals ist es einem Schwindler geglückt, sich in die höhere Gesellschaft einzuschleichen, der sich jetzt, wo ihm die Maske vom Gesicht gezogen wurde, allerdings schleunigst von hier entfernt hat, um aller Wahrscheinlichkeit nach an einem anderen Ort seine Rolle weiter zu spielen. Die jungen Herren, welche derartige Hotelbekanntschaften machen, können angesichts dieses Falles abermals nicht dringend genug ermahnt werden, sich nicht durch einen vornehmen Namen und durch einen Orden im Knopfloch dazu verleiten zu lassen, für derartige Persönlichkeiten bei ihrer Einführung in fashionable Kreise, ohne nähere Prüfung, die Garantie für ihre Ehrenhaftigkeit zu übernehmen.«

In denselben Blättern, welche dieses Avertissement enthielten, befand sich übrigens auch gleichzeitig die Verlobungsanzeige des Herrn Warrens mit Frau Katharina Walden.

Leider müssen wir mit wahrhaft schmerzlichem Bedauern dem Leser mitteilen, dass die philosophischen Ansichten des Doktors Schwalbe immer mehr eine materialistische Richtung annahmen und dass, seitdem der höllische Herr von Schwefelkorn sein täglicher Gesellschafter geworden war, seine atheistischen Ansichten immer stärker hervortraten. Er verspottete jetzt häufig auf das Schamloseste selbst die heiligsten Dinge. Eines Abends wusste er sich sogar mithilfe seines infernalischen Freundes in eine fromme Versammlung einzuschleichen, wo man eben im Begriff stand, einen Protest gegen die Zivilehe als eine durchaus unchristliche zu entwerfen, um denselben der eben versammelten Landesvertretung, wo diese Frage gerade auf der Tagesordnung stand, zu überreichen. Leider hatten diese Zionswächter, obgleich sie sonst eine unübertreffliche Fertigkeit darin besaßen, sofort selbst den kleinsten Splitter im Auge ihres Nächsten zu erkennen, nicht die geringste Ahnung, was für ein paar Wölfe in ihren Schafstall eingedrungen waren, und Schwefelkorn rieb sich schadenfroh die Hände, als sich Schwalbe mit höhnischem Augenblinzeln zu Wort meldete. Es war aber auch wirklich haarsträubend, in was für unchristlicher Weise dieser hartgesottene Sünder jetzt losdonnerte. Es mag sein, dass die verführerische Gestalt Phöbens, durch seinen Verbündeten, den Teufel, herbeigezaubert, in diesem Augenblick seine Sinne blendete und seinen Verstand auf Abwege führte. Aber so weit durfte sich doch ein christlicher Doktor, selbst wenn er Philosoph war, nicht vergessen!

»Was wollt Ihr mit Eurer privilegierten Verkuppelung, die Ihr Ehe nennt«, schrie er. »Wird sie nicht täglich profaniert und im Schmutz herumgezogen? ... Das ist die wahre Ehe nach dem Willen Gottes, wenn zwei Herzen sich freiwillig zusammenfinden, wenn sie freiwillig Leid und Freud im Leben gemeinschaftlich tragen und sich den in der Stunde der ersten Liebe geleisteten Eid der Treue halten! ... Ergo«, so schloss der Doktor seine Rede, »stimme ich auf das Entschiedenste für die Zivilehe und mit ihr

für die Beseitigung jeder pfäffischen Beeinflussung!«

Zuerst bemächtigte sich der frommen Versammlung ob solches entsetzlichen Frevels eine Art Starrkrampf, dann brach sie in ein wütendes Geheul aus und endlich ertönte von allen Seiten der Ruf: »Steinigt ihn! Zerreißt ihn! Der Satan spricht aus ihm!«

Alles stürmte zornglühend auf den Doktor ein und besonders die Damen - denn auch diese waren vertreten - krümmten bereits alle zehn Finger, in der offenbaren Absicht, dem Übeltäter die Augen auszukratzen, als plötzlich die Szene wie durch Zauberei verändert wurde. Statt nämlich dem gottlosen Schwalbe auf den Leib zu rücken, blieb plötzlich jeder der Anwesenden wie versteinert stehen und hielt sich unter einer fürchterlichen Grimasse die Nase zu. Die Wahrheit ist die, dass Schwefelkorn vermöge seiner diabolischen Künste unerwartet einen so höllischen Gestank verbreitet hatte, dass es fast nicht zum Aushalten war und dass er auf diese Weise seinen Begleiter vor den wohlverdienten Misshandlungen schützte, indem er mit diesem hohnlachend zur Tür hinausschlüpfte.

Einige Abende danach kehrten beide Arm in Arm zu später Mitternachtsstunde aus einem öffentlichen Vergnügungsort zurück.

»Nun, wie haben Sie sich gefallen?«, fragte Schwefelkorn, der sich in der besten Laune befand.

»Köstlich! In Ihrer Gesellschaft amüsiert man sich immer. Es ist wirklich wahr, es ist fast unglaublich, was für närrische Käuze es in der Welt gibt.«

»Und wie sie es nie merken, wenn unsereins sie beim Kragen hat, wie schon Ihr Goethe so richtig bemerkte«, fügte der Baron hinzu.

»Am meisten hat mir heute der Calicoreisende mit den bunt karierten Beinkleidern gefallen«, sagte Schwalbe. »Konnte der Kerl lügen! Man sollte wirklich meinen, er schreibe eine Zeitung. Zuerst seine Damenabenteuer ... Einer polnischen Gräfin trat er im Coupé heimlich auf den Fuß und soupierte später tête-à-tête

mit ihr. Eine berühmte Sängerin, die er auf der Reise kennenlernte, gab ihm ein Rendezvous und holte sich dabei so den Schnupfen, dass sie heiser war, als sie singen sollte. Eine tatarische Prinzessin bot ihm ein Stück Hammelkeule an, die sie nach tatarischer Art während der Fahrt mürbe gemacht hatte, indem sie dieselbe als Sitzkissen benutzte!«

Die beiden Nachtschwärmer brachen in ein helles Gelächter aus, als plötzlich ein Mann in der bereits menschenleeren Straße eilig auf sie zugerannt kam.

»Jetzt kommt erst der Hauptwitz«, flüsterte Schwefelkorn seinem Begleiter zu.

»Wie, noch ein Abenteuer?«

»Allerdings, und noch dazu ein sehr aufheiterndes.«

»Aber sind Sie denn des Teufels«, wollte Schwalbe ausrufen, hielt aber noch bei Zeiten inne.

»Tun Sie sich gar keinen Zwang an«, lachte der Baron, »unter Freunden nimmt man sich solche Kleinigkeiten nicht übel. Doch still! Der Vorhang geht in die Höhe und das Stück beginnt.«

Indessen näherte sich beiden der bereits erwähnte Mann und fragte außer Atem: »Um Vergebung, meine Herren, wissen Sie vielleicht, wo der Herr Doktor Fuchsmeier wohnt?«

Schwefelkorn stieß Schwalbe heimlich an. »Was gibt es?«, fragte er ernst, »Doktor Fuchsmeier bin ich selbst.«

»Ach, das trifft sich ja prächtig! Herr Doktor, ein Schwererkrankter bedarf schleunigst Ihrer Hilfe.«

»Wer ist denn der Herr?«

»Doktor Dummerwitz.«

»Ein Doktor, und er kann sich selbst nicht einmal helfen?«

»Ach, es ist ja nur so ein literarisch gebildeter Doktor, verstehen Sie.«

»Nun, was fehlt ihm denn?«

»Er kann jeden Augenblick platzen«

»Was, platzen?«

»Ja. Folgen Sie mir nur, es hat die größte Eile!«

»So gehen Sie voran.«

Nachdem die drei mehrere Straßen durcheilt hatten, traten sie in ein Haus und stiegen vier ziemlich enge Treppen hinauf. Oben angelangt, hörten Sie bereits aus der Ferne ein tiefes Stöhnen, und als jetzt ihr Führer eine Tür öffnete und sie in ein matt erhelltes Zimmer traten, bemerkten sie einen kurzen dicken Herrn, welcher sich mit beiden Händen den Leib hielt und unter den abscheulichsten Grimassen in der Stube umherlief.

»Oh, lieber Herr Doktor«, rief er mit jämmerlicher Gebärde, »helfen Sie mir, retten Sie mich - au! Au, ich platze!«

»Sind Sie Herr Dummerwitz?«

»Ja, ja - Au! Au!«

»Haben Sie denn etwas Giftiges gegessen?«

»Durchaus nicht! Aber ich will es Ihnen nur bekennen.«

»Nun?«

»Ich hielt heute eine Vorlesung über Shakespeare und da habe ...«

»Da habe ich mich dabei so aufgeblasen, dass ich Gefahr laufe, zu platzen«, ergänzte Schwefelkorn.

»Allerdings, ich kann nicht leugnen ...«

»Sie leiden überhaupt an Aufgeblasenheit«, bemerkte der angebliche Doktor Fuchsmeier, »und da muss mit Ihnen einmal eine Radikalkur vorgenommen werden, die ich gleich ausführen will.«

»Was wollen Sie denn tun, lieber Herr?«, fragte Doktor Dummerwitz ängstlich, »Sie wollen mich doch nicht von der Höhe des Piedestals herabstürzen, auf welches mein Genie mich gestellt hat?«

»Dummerwitz!«, lachte Schwefelkorn zweideutig. »Nein, mein Lieber, mit Ihrem Genie habe ich um so weniger zu tun, da ich augenblicklich gar nicht mein Mikroskop bei mir führe. Ihnen muss schnell geholfen werden und je drastischer die Wirkung ist, desto besser für Sie.«

»Nun, so erklären Sie sich, wenn ich bitten darf.«

»Dies hier ist mein Assistenzarzt Schwalbe. Herr Doktor Schwalbe, geben Sie dem Patienten zwei Dutzend Fußtritte, sonst platzt er uns noch unter den Händen«

»Sie sind doch am Ende nicht ein Rezensent?«, fragte Herr Dummerwitz, unseren Bekannten verdächtig ansehend.

»Nein. Nun bitte ich aber auch stillzuhalten, damit ich die Verordnung des Herrn Sanitätsrat mit der erforderlichen Sorgfalt ausführen kann.«

Herr Doktor Dummerwitz wollte sich zwar noch etwas sträuben, aber Schwefelkorn erfasste ihn mit starker Hand, und Schwalbe versetzte ihm rasch hintereinander mehrere heftige Stöße.

»Nun, welche Wirkung fühlen Sie?«, fragte der angebliche Doktor Fuchsmeier.

»Mein Leib wird etwas dünner, aber hören Sie auf, hören Sie auf, mir beginnt plötzlich erschrecklich übel zu werden!«

»Desto besser. Geben Sie ihm noch zwei Dutzend, Herr Doktor Schwalbe.«

Während dieser den Patienten von Neuem bearbeitete, grinste ihn Schwefelkorn höhnisch an.

Plötzlich machte Dummerwitz ein äußerst katzenjammerliches Gesicht und riss seinen Mund weit auf.

»Aha, jetzt kommt's«, rief Fuchsmeier, »nun werden wir ja sehen!«

Er beugte sich nach vorne und sagte dann, den Kopf wieder erhebend: »Das sind ja nichts als Federn, die Sie von sich gegeben haben.«

»Allerdings«, stotterte Dummerwitz sehr verlegen, -»Ihnen, meinem Arzt, darf ich es wohl bekennen, dass ich mich sehr häufig mit fremden Federn geschmückt habe.«

»Es muss noch mehr heraus«, rief der falsche Fuchsmeier, »Schwalbe, applizieren Sie dem Patienten noch ein Dutzend Fußtritte.«

Dieser machte eine flehentliche Gebärde. »Bringen Sie mich

doch nicht um meinen ganzen Ruhm«, bat er.

»Ach was! Da sehen Sie, es hilft schon! Aber was nur alle Welt ist denn das? Das sind ja unverdaute Zeitungsblätter.«

»Reklamen sind's«, stöhnte Dummerwitz, »Reklamen, die ich und mein Verleger massenhaft verbreiteten, und das Publikum war auch so einfältig, darauf anzubeißen. Alles wollte mein letztes Werk lesen. Fragen Sie nur die armen Leihbibliothekare, die können ein Lied davon singen. Inzwischen bin ich aber ein berühmter Mann geworden und mein Verleger lacht sich ins Fäustchen.«

»Nicht übel«, murmelte Schwalbe, »wenn ich meine ›psychologischen Studien‹ herausgebe, möchte ich diese Methode wohl nachahmen.«

Doktor Dummerwitz, welcher diese Worte gehört hatte, lachte. »Das würde Ihnen wenig nützen, verehrter Herr«, sagte er, »das hat vor Ihnen schon mancher versucht, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Wenn Sie nicht zu der Clique von Windmachern gehören, welche mit edler marktschreierischer Unverschämtheit sich gegenseitig in den öffentlichen Blättern dem Publikum anpreist, so werden Sie, selbst wenn Sie der witzigste und talentvollste Kopf sind, doch immer nur geringe Erfolge erzielen.«

»Nun, das sind ja ganz saubere Enthüllungen«, rief unser Bekannter, »und das verträgt die öffentliche Meinung?«

»Pah!«, machte Dummerwitz, und schlug dabei ein Schnippchen, »soviel für die öffentliche Meinung! Früher wurde dieselbe allerdings von gewissenhaften, literarisch gediegenen Leuten geleitet, aber jetzt ... Es gehört eben die ganze Flachheit und Halb- bildung unserer Zeit dazu, um *das* geistreich, schön und originell zu finden, was irgendein spekulativer Buchhändler durch seine von ihm abhängigen Helfershelfer als solches ausposaunen lässt.«

»Aber Sie sprechen ja jetzt plötzlich sehr verständig«, bemerkte Schwalbe nicht ohne Erstaunen.

»Das habe ich Ihren Fußritten zu verdanken, lieber Herr. Es

macht sich gegenwärtig eine Ernüchterung bei mir geltend, die aber leider nicht lange anhalten wird. Das Übel sitzt bereits zu tief. Sind Sie nicht auch der Ansicht, Herr Doktor Fuchsmeier?»

»Allerdings. Es ist übrigens eine sehr weit verbreitete Krankheit. Sie glauben gar nicht, wie viele Dummerwitze ich außer Ihnen schon unter den Händen gehabt habe.«

Jetzt trat der Literat an ein Pult und holte zwei Karten hervor.

»Sie erlauben«, sagte er, »dass ich mich gebührender Maßen einer Pflicht entledige. Ich kann natürlich nicht verlangen, dass Sie sich noch so spät umsonst hierher bemüht haben. Nach der Medizinaltaxe würden Sie einen Taler zu fordern haben, diese zwei für meine nächste Shakespeare-Vorlesung geltenden Billets haben den Wert von zwei Talern. Sie sehen also, ich honoriere sehr nobel und ich kann Ihnen außerdem einen außergewöhnlich geistreichen Genuss versprechen.«

»Wenn Sie sich nicht schonen«, erwiderte Schwefelkorn sarkastisch, »so wird nichts anderes übrig bleiben, als Ihnen von Neuem ein Dutzend Fußtritte zu applizieren. Sehen Sie, schon fangen Sie an, sich wieder aufzublasen ...«

»Freilich, freilich, aber es ist nun einmal so ein chronisches Leiden, welches ich nicht loswerden kann! ... Nun, leben Sie wohl, Herr Sanitätsrat, wenn ich wieder Ihrer bedürfen sollte, werde ich mir erlauben, abermals zu Ihnen zu schicken.«

Dummerwitz machte eine sehr höfliche Verbeugung, und der angebliche Sanitätsrat entfernte sich mit seinem Assistenzarzt. Als beide auf der Straße waren, brachen sie in ein helles Gelächter aus.

»Ein sonderbarer Kauz, dieser Repräsentant der modernen Literatur«, bemerkte Schwalbe.

»Nicht schlimmer als ein großer Teil derer, die seine und seiner Geistesgenossen Werke lesen«, fügte Schwefelkorn trocken hinzu. »Etwas tiefer nachzudenken, ist selbst für diejenigen zu langweilig, welche die Fähigkeit dazu besitzen. Herz und Gefühl spielen heutzutage keine Rolle mehr, bei der oberflächlichen Bil-

dung, die sich geltend macht, fühlt man sich schon befriedigt, wenn irgendein alter Blaustrumpf einen sogenannten »historischen Roman« in die Welt schickt, der mit allerhand Unwahrheiten und Blödsinn ausgeschmückt ist, oder wenn man den Lesern den sozialen Brei löffelweise zu kosten gibt, oder schließlich durch die widerlichsten Übertreibungen ihre Nerven so aufregt, dass das Opiumessen der Chinesen dagegen nur ein Kinderspiel ist.«

»Deswegen machen Sie wohl auch gegenwärtig besonders gute Geschäfte?«, meinte der Doktor, indem er seinen Gesellschafter lächelnd ansah.

»Allerdings«, erwiderte dieser, »je sorgloser und leichter ihr Erdenkinder in den Tag hineinlebt, um so bequemer wird für mich die Arbeit. Ogleich nun zwar das Treiben, wie es sich jetzt in der Welt gestaltet, meinen Vorteil vollkommen zusagt, so fängt doch die Hast und die Eile, mit welcher die Menschen mir in die Arme laufen, an, mir etwas lästig zu werden und mich zu echauffieren. Früher ging das weit bequemer und man amüsierte sich dabei auch viel besser. Jahrelang musste man manchmal so einem armen Sünder nachschleichen, ehe man ihn einfing. Glaubte man ihn dann schon ganz sicher zu haben, so kam plötzlich jenes armselige Ding, welches Ihr Leute Gewissen nennt, erfasste ihn beim Schopf und zog ihn wieder zurück. Und selbst dann, wenn man ihn endlich in der Schlinge hatte, schlug er noch mit Armen und Beinen um sich und sträubte sich, so sehr unsereins ihn auch hätschelte und streichelte. Jetzt ist das ganz anders. Von selbst kommen die Leute und bieten sich mir an. Und wahrhaftig, ich als Teufel erröte selbst manchmal, wenn ich auf meinen Wanderungen sehe, was für eine Masse Schminke verbraucht wird, die hier auf Erden unter dem Namen »Tugend« bekannt ist und die, ungeachtet man doch so viele Fälschung mit ihr treibt, doch noch immer von der Großhandlung »Heuchelei & Comp.« zu den höchsten Preisen angebracht wird.«

»Na, hören Sie nur auf«, sagte Schwalbe, »wenn Sie so fortfah-

ren, nehmen Sie mir wirklich noch das bisschen Moral, was in mir sitzt.«

Der Teufel lachte. »Ich habe Ihnen ja schon erklärt, dass ich Sie nicht haben will. Übrigens reise ich zum Vergnügen und da ist von Geschäften erst gar nicht die Rede. Doch hier befindet sich unser Hotel. Gefällt es Ihnen, so stechen wir noch eine Flasche von dem Feuerwein aus, den ich so trefflich zu präparieren verstehe.«

»Meinetwegen, doch müssen Sie mir vorher feierlich schwören, dass Sie wirklich keine Hintergedanken gegen mich im Schilde führen.«

»Nun denn, bei Pech, Schwefel und Pferdefuß, ich versichere Sie, dass ich nur die uneigennützigste Freundschaft für Sie empfinde.«

»Jetzt bin ich beruhigt. Blasen Sie nicht zu heftig in die Flasche, das Getränk möchte sonst doch vielleicht zu stark für mich werden.«

»Seien Sie unbesorgt, die lieblichsten Träume sollen Sie umgaukeln. Auf Ihr Wohlsein, mein Bester!«

Die Gläser klirrten. Eine Stunde später lag Schwalbe im süßen Schlaf und glaubte sich wirklich in Mohammeds Paradies zu befinden. Der Teufel beugte sich über ihn, zog eine Grimasse und legte sich dann ebenfalls zu Bett.

Ende des ersten Bandes